

DIGITALE PARTIZIPATION IN DER JUGENDARBEIT

Modul BA115 – Bachelor-Thesis

Fachhochschule Nordwestschweiz

Hochschule für Soziale Arbeit

Bachelor-Studium in Sozialer Arbeit, Muttenz

Herbstsemester 2021

Verfasst von Maurice Dubois

Eingereicht bei Prof. Dr. Daniel Oberholzer

Basel, 10. Januar 2022

Abstract

Im Zuge der digitalen Transformation sind jugendliche Lebenswelten vermehrt mediatisiert. Wie der physische Raum ist auch der virtuelle Raum von gesellschaftlichen Wert- und Normvorstellungen sowie Strukturen geprägt. Digitale Ungleichheiten sind auszumachen, was zur Einschränkung von Partizipation und Mitwirkung führen kann. Die Aufgabe der lebensweltlichen und sozialraumbezogenen Jugendarbeit ist es, Jugendliche in ihrer mediatisierten Sozialraumkonstruktion und -Aneignung zu begleiten und Partizipation für alle zu ermöglichen. Dabei muss sie ihre eigenen Konzepte und Angebote erweitern oder wenn nötig anpassen.

Die vorliegende Bachelor-Thesis ist eine Theoriearbeit, welche sich anhand von Literaturanalysen mit der Frage beschäftigt, wie die Jugendarbeit Jugendlichen in ihrer mediatisierter Lebenswelt Partizipation und gesellschaftliche Mitwirkung ermöglichen kann. Konkret werden zuerst die Voraussetzungen für eine Partizipationskultur aufgezeigt. Dafür wird auf die Dimensionen von Partizipation in der Sozialen Arbeit eingegangen. Darauf folgend wird dargelegt, wie die digitale Transformation mit ihren Partizipationsmöglichkeiten und -Herausforderungen die Soziale Arbeit beeinflusst. Nachdem die aktuellen Methoden und Ansatzpunkte der digitalen Jugendarbeit abgehandelt werden, wird zuletzt auf ein theoretisches Konzept zur mediatisierten Jugendarbeit mit Bezugspunkten zur Praxis eingegangen.

Inhaltsverzeichnis

1.	Einleitung	1
1.1.	Ausgangslage und Herleitung der Fragestellung	1
1.2.	Darstellung der Relevanz für die Soziale Arbeit	2
1.3.	Überblick über den Aufbau der Arbeit	3
2.	Partizipation.....	4
2.1.	Gesellschaftlicher Rahmen	4
2.2.	Partizipation in der sozialen Arbeit	5
2.3.	Voraussetzungen einer Partizipationskultur	5
2.3.1.	Makroebene	6
2.3.2.	Mesoebene.....	7
2.3.3.	Mikroebene.....	11
3.	Digitale Transformation und Soziale Arbeit	16
3.1.	Digitale Partizipation	21
3.2.	Digitale Ungleichheiten	22
3.2.1.	Primäre Dimension.....	23
3.2.2.	Sekundäre Dimension.....	24
3.2.3.	Digitale Ungleichheiten bei Jugendlichen.....	24
4.	Digitale Jugendarbeit.....	27
4.1.	Methoden der virtuell-aufsuchenden Jugendarbeit.....	30
4.1.1.	Online-Kontaktaufnahme	31
4.2.	Chancen und Herausforderungen	32
5.	Theoretisches Konzept zur mediatisierten Jugendarbeit	34
5.1.	Pädagogik des Jugendraums	34
5.2.	Konkretisierungsschritt.....	36

5.3. Bezugspunkte zur Praxis.....	39
5.3.1. Jugendarbeit als Werkstatt.....	40
5.3.2. Jugendkulturarbeit	41
5.3.3. Prinzipien und Standards.....	42
5.3.4. Gesellschaftliche Rahmenbedingungen	43
6. Schlussfolgerungen und Erkenntnisse.....	43
6.1. Diskussion der Ergebnisse und Beantwortung der Fragestellung	43
6.2. Erkenntnisse und weiterführende Überlegungen.....	47
Literaturverzeichnis.....	48

1. Einleitung

1.1. Ausgangslage und Herleitung der Fragestellung

Digitale Medien spielen im Jugendalter eine wichtige Rolle. In einer von Medien geprägten Lebenswelt gestaltet sich die Lebensphase Jugend mehr und mehr digitaler (vgl. Inan 2012: 9). So erfüllen digitale Medien verschiedene Funktionen wie Schon- und Handlungsräume, in denen Identitätsentwürfe erprobt werden können (vgl. ebd.). Auch dienen sie als Plattform für die Ablösung von den Eltern und die Hinwendung zu Peergroups (vgl. ebd.). Zudem erfüllen digitale Medien die Funktion der Interessen- und Bedürfnisbefriedigung von Jugendlichen durch Informations- und Unterhaltungsfunktion (vgl. ebd.). Nicht zuletzt in der Persönlichkeitsentwicklung sind sie von grosser Bedeutung, da sie die Entwicklung von Werten und Normen wie auch von Geschlechterrollen fördern (vgl. ebd.). Dies hat auch der Dachverband Offene Kinder- und Jugendarbeit Schweiz (DOJ) längst erkannt. So sieht der DOJ digitale Formen der Interaktion und Information als wichtiger Aspekt in der Tätigkeit der offenen Kinder- und Jugendarbeit, will sie Kinder und Jugendliche partizipativ und lebensweltorientiert fördern (vgl. Wertenschlag 2018: 3). Ausserdem unterstützen digitale Medien Professionelle im Arbeitsalltag und bieten unterstützende Instrumente für die Jugendinformation (vgl. ebd.).

Der Diskurs über Medien dreht sich häufig um die Risiken wie Suchtpotentiale und problematische Inhalte auf der einen Seite, und die Chancen wie Informations-, Kommunikations- und Bildungsmöglichkeiten auf der anderen Seite (vgl. Cleppien/Lerche 2010: 7). Diese Differenz lässt sich auch an den Angeboten und an den Nutzungsweisen festmachen (vgl. ebd.). Dabei können sowohl die Nutzung wie auch das Angebot problematisch sein (vgl. ebd.). Bei Gewaltinhalten zum Beispiel liegt die Problematik in der Angebotsstruktur (vgl. ebd.). Pädagogische Projekte und Angebote sollten darauf ausgerichtet sein, die Risiken zu verringern und die Nutzung von Chancen zu erhöhen (vgl. ebd.). Das Schlüsselwort in den Diskursen um Medien und Soziale Arbeit ist häufig die Medienkompetenz. Medien stellen eine Herausforderung für Professionelle dar, weil sie in unterschiedlichen Weisen in Gebrauch genommen werden können (vgl. ebd.). Dies impliziert ein spezifisches Verständnis von Medien (vgl. ebd.).

Dass digitale Medien nicht nur in der Lebenswelt der Jugendlichen eine bedeutende Rolle spielen, sondern auch in der Thematik der gesellschaftlichen Teilhabe, scheint längst klar zu sein (vgl. Rudolph 2018: 1). Die Abwesenheit eines Internetzugangs und entsprechender Fähigkeiten im Umgang mit Informations- und Kommunikationstechnologien stellen einen entscheidenden Nachteil bei der Teilhabe an gesellschaftlichen Prozessen dar und sind die grundlegende Form von Ungleichheit (vgl. ebd.). Bezüglich soziodemografischer Merkmale sowie unterschiedlicher Verwendungen des Internets lassen sich weitere Ungleichheiten feststellen, welche die soziale Position und Lebenschancen entscheidend beeinflussen können (vgl. ebd.: 1f.).

Im Sinne einer lebensweltorientierten Arbeit ist es die Aufgabe der Jugendarbeit, sich mit den mediatisierten Lebenswelten der Jugendlichen sowie mit digitalen Partizipationschancen und deren Ungleichheiten auseinanderzusetzen. Vor diesem Hintergrund stellt sich folgende zentrale Fragestellung:

Inwiefern kann die Jugendarbeit den Jugendlichen in ihrer mediatisierten Lebenswelt mittels einer Partizipationskultur gesellschaftliche Teilhabe ermöglichen?

1.2.Darstellung der Relevanz für die Soziale Arbeit

In sozialen Berufen gibt es einen gemeinsamen Auftrag, auch wenn die Aufgabenbereiche sehr unterschiedlich sind: Alle sozialen Professionen treten dafür ein, dass sich jeder Mensch mit seiner individuellen Art in soziale und politische Prozesse einbringen und somit am gesellschaftlichen Leben teilhaben kann (vgl. Rieger/Strassburger 2019: 44). Die Soziale Arbeit fördert ein friedliches Zusammenleben auf der Basis sozialer Gerechtigkeit (vgl. ebd.). Dabei unterstützt sie die Menschen, mehr Kontrolle über ihre Lebenssituation zu erlangen und sich für ihre Anliegen und Ziele einzusetzen (vgl. ebd.). Die Soziale Arbeit unterstützt sowohl den einzelnen Menschen, wie auch Gruppen in kollektiven Prozessen der Selbstbestimmung (vgl. ebd.). Diese Selbstbestimmung der Klientel steht im Mittelpunkt, wenn der Unterstützungsprozess von Anfang an partizipativ gestaltet wird (vgl. ebd.: 46). Die Professionellen bringen das Fachwissen mit, die Klientel ihrerseits ihre Lebensweltexpertise, ihr Erfahrungswissen (vgl. ebd.: 47). Im Dialog wird geklärt, wo die Ressourcen und Interessen der Klientel liegen, darausfolgend wird gemeinsam die Unterstützungsleistung festgelegt (vgl. ebd.: 46f.). Das Ziel ist es, dass sich die Klient*innen

Kompetenzen aneignen, um selbstbestimmt zu leben und Herausforderungen aus eigener Kraft zu bewältigen (vgl. ebd.: 47). Partizipation in der Sozialen Arbeit ermöglicht Inklusion und Handlungsfreiheit (vgl. ebd.: 48).

Im Sozialisationsprozess werden den Heranwachsenden gesellschaftliche Werte und Normen über Institutionen und soziale Netzwerke vermittelt (vgl. Röhl 2010: 23). Diese Sozialisation läuft sowohl in physischen wie auch in virtuellen Räumen ab. Dabei werden gesellschaftliche Strukturen sowie Denk- und Verhaltensmuster angeeignet, da das Individuum ständig in Interaktion mit der Umwelt und somit auch mit der Gesellschaft steht (vgl. ebd.). Die Heranwachsenden verinnerlichen die gesellschaftlichen Werte und Normen, indem sie sich immer wieder mit ihnen auseinandersetzen (vgl. ebd.). Folglich werden Persönlichkeitsentwicklung, Verhaltensmuster sowie soziale Beziehungen von den vorherrschenden gesellschaftlichen Verhältnissen beeinflusst (vgl. ebd.). Aneignung bedeutet das Erschliessen, Begreifen, Verändern und Umfunktionieren der sozialen und räumlichen Umwelt (vgl. Deinet/Reutlinger 2018: 113). Solche Raumanneignungen in virtuellen Räumen können Treffpunkte auf verschiedenen Plattformen sein, wo Interaktion und Kommunikation möglich ist (vgl. Deinet 2010: 47). Die Erweiterung des eigenen Handlungsraums geschieht immer häufiger in virtuellen Räumen (vgl. ebd.: 48). In virtuellen Räumen bestehen ergänzend zu physischen Räumen die Möglichkeiten zur Vernetzung und zu Erweiterungen des Freundeskreises (vgl. ebd.). Für die Heranwachsenden ist es zudem reizvoll, sich in verschiedenen Räumen gleichzeitig zu bewegen und die unterschiedlichen sozialräumlichen Möglichkeiten miteinander zu verknüpfen (vgl. ebd.: 49).

Medien nehmen neben der Familie, der Schule und den Peergroups längst eine zentrale Rolle im Sozialisationsprozess von Heranwachsenden ein (vgl. Röhl 2010: 23.). Durch Medien werden Weltbilder sowie vorherrschende Werte und Normen übermittelt (vgl. ebd.).

1.3. Überblick über den Aufbau der Arbeit

Im zweiten Kapitel wird vertieft auf die Partizipation in der Sozialen Arbeit eingegangen, wobei die Makro-, die Meso- und die Mikroebene einer Partizipationskultur dargelegt werden. Weiter werden im dritten Kapitel die digitale Transformation und ihre Auswirkungen auf die Soziale Arbeit, insbesondere auf digitale Partizipation und Ungleichheiten, behandelt. Im vierten Kapitel liegt der Fokus auf der digitalen Jugendarbeit, Methoden sowie Chancen und Herausforderungen werden aufgezeigt. Das sechste Kapitel

beinhaltet die Abhandlung eines ersten theoretischen Konzepts der mediatisierten Jugendarbeit. Die Ergebnisse und Erkenntnisse werden anschliessend kritisch diskutiert und die zentrale Fragestellung beantwortet. Abgeschlossen wird die vorliegende Bachelor-Thesis mit weiterführenden Überlegungen.

2. Partizipation

2.1. Gesellschaftlicher Rahmen

Soziale Arbeit will die Autonomie der Klientel fördern, ihre Handlungsspielräume erweitern und Abhängigkeiten minimieren (vgl. Schnurr 2018: 631). Das Ziel dabei ist es, dass die Menschen ein Leben führen können, welches sie selbst als lebenswert ansehen (vgl. ebd.). Soziale Arbeit bietet Unterstützung an und steht stellvertretend dafür ein, wenn die Ressourcen der betroffenen Menschen nicht ausreichen, ihre Probleme selbst zu bewältigen (vgl. ebd.). Die Aufgabe besteht darin, die Klientel mit ihren Potentialen und ihren Fähigkeiten zu fördern und zu stärken, damit diese sich bestmöglich entfalten können (vgl. ebd.). Soziale Arbeit tritt für die Menschenrechte, für die Demokratie, für soziale Gerechtigkeit und Diversität ein und fördert die gleichberechtigte Teilhabe aller Menschen (vgl. ebd.: 632).

Die Soziale Arbeit ist weggekommen von der Vorstellung, die Kernaufgabe bestehe darin, abweichende Personen an gesellschaftliche Normen und Regeln heranzuführen und sie somit wieder in die Gesellschaft einzugliedern (vgl. Schnurr 2018: 632). Vielmehr steht die Entfaltung der Autonomie und Selbstbestimmung der Klientel im Mittelpunkt. Die Menschen, mit denen es die Soziale Arbeit zu tun hat, sollen die gesellschaftlichen Normen und Werte mitbestimmen können (vgl. ebd.: 633). In dieser Transformation des Selbstverständnisses der Sozialen Arbeit ist Partizipation zu einem Schlüsselbegriff avanciert (vgl. Schnurr 2018: 633).

Menschen, die in ihrer Existenz bedroht sind, setzen sich oftmals nicht für ihre eigenen Anliegen ein, da sie wenig Chancen sehen, gehört, verstanden und anerkannt zu werden (vgl. Schnurr 2018: 634). Schutz-, Beteiligungs- und Mitwirkungsrechte bilden eine unersetzliche Basis für demokratische Gesellschaften (vgl. ebd.: 635). Diese müssen allerdings mit sozialen und ökonomischen Rechten ergänzt werden, da ein Mindestmass an ökonomischer und sozialer Sicherheit gewährleistet werden muss, damit sich eine Demokratie durch die

Partizipation ihrer Mitglieder weiterentwickeln kann (vgl. ebd.). Soziale Rechte sind eine Voraussetzung für autonome Lebensführung und Persönlichkeitsentfaltung sowie die Partizipationschancen der Mitglieder einer Demokratie (vgl. ebd.). Je höher die soziale Ungleichheit in einer Gesellschaft ist, desto geringer sind die Chancen zur gleichen Nutzung und Ausübung der Grund- und Menschenrechte (vgl. ebd.). Zum Beispiel sind dann die wirtschaftlichen und kulturellen Zugangsmöglichkeiten zur politischen Meinungsbildung eingeschränkt (vgl. ebd.). Andererseits kann durch die umfassende Gewährleistung sozialer Rechte die Chance für die Thematisierung von Ungerechtigkeit und die Partizipation um Regeln und Normen des Zusammenlebens mittels Zugänge zu Bildung und Programmen, welche die soziale Benachteiligung ausgleichen, erhöht werden (vgl. Schnurr 2018: 635). Allerdings sind auch demokratische Staaten mit ausgebautem Wohlfahrtsstaat noch lange nicht an dem Punkt, an dem alle Menschen die gleichen Freiheiten und den gleichen Zugang zu Ressourcen haben (vgl. ebd.). Partizipation gilt daher als Massstab für die Gestaltung sowie auch für die Beurteilung gesellschaftlicher Strukturen, Machtverhältnissen, Verteilungsregeln und politischen Verfahren (vgl. ebd.).

2.2. Partizipation in der sozialen Arbeit

Die Soziale Arbeit möchte ihrer Klientel die Teilnahme an politischen, ökonomischen und sozialen Prozessen der Gesellschaft ermöglichen, sowie sie dazu bekräftigen, ihr Recht auf Würde, Freiheit und Selbstbestimmung zu verwirklichen (vgl. Schnurr 2018: 635). Dabei fördert die Soziale Arbeit ihre Klientel darin, ihre Bedürfnisse, Interessen und Anliegen zu benennen, in die Öffentlichkeit und die Politik zu tragen sowie auf Entscheidungen, welche sie betreffen, Einfluss zu nehmen (vgl. ebd.: 636). Partizipation ist von zentraler Bedeutung, so werden Bildungs- und Unterstützungsprozesse konzipiert und umgesetzt, wobei die Klientel in diesen Prozessen mitwirkt und mitgestaltet (vgl. ebd.).

2.3. Voraussetzungen einer Partizipationskultur

Partizipation muss politisch gestützt und finanziell gesichert sein (vgl. Strassburger 2019a: 52). Damit Partizipation zum Selbstverständnis und zum Standard sozialer Berufe wird, müssen verbindliche Grundlagen regeln, wann es ein Recht auf Mitbestimmung gibt (vgl. ebd.). Ausserdem müssen soziale Einrichtungen und Projekte ihre Strukturen anpassen (vgl. ebd.). Auch die Professionellen der Sozialen Arbeit sind gefordert, um Mitbestimmung und

Mitwirkung bei der Klientel zu erreichen. Dafür braucht es Voraussetzungen auf der Makro-, der Meso- und der Mikroebene.

2.3.1. Makroebene

Damit Partizipation in einer Gesellschaft und damit auch in den Bereichen, in denen die Soziale Arbeit tätig ist, funktioniert, braucht es ein politisches System, in dem bestenfalls alle betroffenen Menschen an Entscheidungsprozessen teilhaben und mitbestimmen können (vgl. Wurtzbacher 2019: 100). Es sollten umfangreiche Möglichkeiten zur Verfügung stehen, sich einbringen zu können (vgl. ebd.). Die aktive Teilhabe bezieht sich auf alle gesellschaftlichen Bereiche, wie beispielsweise auf den Arbeitsplatz, auf soziale Dienstleistungen im Wohlfahrtssektor oder auf Dienstleistungen in der medizinischen Versorgung (vgl. ebd.). In einer partizipatorischen Demokratie steht die Teilhabe aller Menschen an gesellschaftlichen Prozessen im Mittelpunkt, bestehende Hierarchien und Machtgefälle werden hinterfragt (vgl. ebd.). Nur durch eine umfassende Beteiligung und Mitbestimmung entwickeln Menschen ein Bewusstsein für öffentliche Anliegen und das Gemeinwohl (vgl. ebd.). Ein entscheidendes Element in der partizipativen Demokratie ist die Kommunikation. Durch Diskussionen, in denen Bedürfnisse und Interessen ausgetauscht werden und konsensorientierte Lösungen gesucht und erarbeitet werden, kann sich die Demokratie weiterentwickeln (vgl. ebd.). Diese Diskussionsprozesse müssen niederschwellig und offen zugänglich sein, ohne Machtgefälle auskommen und von gegenseitiger Empathie geprägt sein (vgl. ebd.). Diese Kommunikations- und Aushandlungsprozesse beschränken sich nicht nur auf die Politik, sondern beziehen sich auf alle gesellschaftlichen Bereiche (vgl. ebd.: 101). Je umfangreicher die Menschen auf allen politischen und administrativen Ebenen und in Steuerungsprozesse eingebunden sind, desto legitimer ist das politische System der Gesellschaft (vgl. ebd.). Die Menschen in einer partizipatorischen Demokratie müssen in der Lage sein, sich zu informieren, zu argumentieren, Beschlüsse zu formulieren und abzustimmen (vgl. ebd.). Dazu brauchen sie Zugang zu Informationsquellen und zu Institutionen, in denen Austausch und Konsensfindung stattfindet (vgl. ebd.). Dieses Idealbild, welches in der Realität auch in demokratischen Ländern noch nicht erfüllt ist, kann als Orientierung für gesellschaftliche Veränderung dienen (vgl. ebd.: 101f.).

Demokratisierung soll somit nicht nur auf politischer Ebene, sondern in allen Bereichen des sozialen Lebens, folglich auch in sozialen Einrichtungen, stattfinden (vgl. Wurtzbacher 2019:

107). Allerdings ist es wichtig, sich stets den Kontext der Mitbestimmungsmöglichkeiten vor Augen zu führen (vgl. ebd.). Partizipation braucht ausreichende Ressourcen wie Infrastruktur, soziale Leistungen oder finanzielle Beiträge (vgl. ebd.).

2.3.2. Mesoebene

Soziale Einrichtungen und soziale Projekte funktionieren nach eigenen Regeln, nach eigenen Ansätzen und Konzepten (vgl. Strassburger 2019b: 82). Diese können Partizipation fördern und sie zur Arbeitsgrundlage machen, auf der anderen Seite können sie Beteiligung aber auch einschränken oder behindern (vgl. ebd.). Bei Angeboten und Projekten ist es von grosser Wichtigkeit, die Klientel so früh wie möglich einzubeziehen (vgl. ebd.). Denn am Anfang werden Ziele formuliert, Verhaltensregeln bestimmt und Handlungsschritte festgelegt (vgl. ebd.). Je später die Klientel einbezogen wird, desto frustrierender kann dies sowohl für die Klientel wie auch für die Professionellen sein. Wenn Projekte und Angebote scheitern, liegt dies häufig daran, dass sie ihre Zielgruppe nicht erreichen (vgl. Strassburger 2019b: 82). Professionelle haben eine Idee, erstellen ein Konzept und kümmern sich um Fragen der Infrastruktur oder der Finanzierung (vgl. ebd.) Ob diese Idee die Zielgruppe wirklich anspricht, wurde jedoch nicht berücksichtigt (vgl. ebd.: 83). Deshalb ist es von grosser Bedeutung, die Strukturen der Organisation oder der Einrichtung auf die Partizipation auszurichten (vgl. ebd.).

Die Haltung, welche soziale Einrichtungen gegenüber Partizipation einnehmen, entwickelt sich oftmals nicht bewusst, sondern verfestigt sich im Laufe der Institutionsgeschichte (vgl. Strassburger 2019b: 83). Diese Haltung zeigt sich in den Organisationsabläufen und der Repräsentation nach aussen (vgl. ebd.: 84). Der erste Schritt zur Entwicklung einer partizipativen Organisation ist das Bewusstmachen des Haltungstyps (vgl. ebd.). Diese Haltungstypen lassen sich mit der politischen Herrschaftsform der Monarchie vergleichen, da ein asymmetrisches Machtverhältnis zwischen den Fachkräften und der Klientel besteht (vgl. ebd.). Dies weil in der Leitung von sozialen Einrichtungen kaum ein Mensch aus dem Kreis der Klientel sitzt, somit wäre ein Vergleich des partizipativen Haltungstyp mit der Demokratie unpassend (vgl. ebd.).

Die partizipativen Haltungstypen werden anhand der drei Formen der Monarchie, namentlich die absolute Monarchie, die wohlwollende Monarchie und die konstitutionelle Monarchie, erklärt. In der absoluten Monarchie werden die Entscheidungen ohne die Betroffenen getroffen (vgl. Strassburger 2019b: 84). In sozialen Einrichtungen ist diese

Organisationskultur weit verbreitet (vgl. ebd.). Fachkräfte entscheiden über Abläufe und Regeln, die Entscheidungs- und Gestaltungsmacht liegt allein bei ihnen (vgl. ebd.). Sie legen fest, was die Klientel darf und was nicht, und bewerten deren Verhalten (vgl. ebd.). In der wohlwollenden Monarchie werden Betroffene in wichtige Entscheidungen mit einbezogen (vgl. ebd.). Beteiligung ist somit möglich, allerdings nicht strukturell verankert und damit auch nicht garantiert (vgl. ebd.). Denn die Fachkräfte in sozialen Einrichtungen behalten sich vor darüber zu entscheiden, wann dieser Einbezug der Klientel geschieht und wann nicht (vgl. ebd.). Rechte und Freiräume werden den Betroffenen zugestanden, jedoch mit der Möglichkeit, diese wieder zu entziehen (vgl. ebd.: 85). In der konstitutionellen Monarchie ist die Macht der Professionellen durch eine Verfassung oder durch Vereinbarungen eingeschränkt (vgl. ebd.). Die Klientel können von sich aus Entscheidungen beeinflussen, denn es gibt klare Strukturen für die Beteiligung (vgl. ebd.).

Das Ziel von sozialen Einrichtungen sollte sein, eine bewusste Haltung zur Partizipation zu haben und diese strukturell so zu verankern, dass Rechtssicherheit entsteht (vgl. Strassburger 2019b: 86). Partizipationsrechte sollten definiert und durch klare Vorgaben abgesichert werden, um die Beteiligung nicht von den einzelnen Fachkräften oder vom Zufall abhängig zu machen (vgl. ebd.). Wenn Partizipation in die Strukturen von sozialen Einrichtungen und Organisationen eingebettet ist, wenn Verfahren regeln, wer unter welchen Bedingungen in Entscheidungen einbezogen werden muss und wie in Konfliktsituationen umgegangen wird, erfährt die Klientel der sozialen Arbeit Rechtssicherheit statt Willkür (vgl. ebd.).

In den Berufsfeldern der sozialen Arbeit, in denen die Beteiligung an Entscheidungen nicht juristisch verankert und vorgeschrieben ist, können Organisationen selbst Partizipationsrechte entwickeln und ins Leitbild oder ins Konzept aufnehmen (vgl. Strassburger 2019b: 86). Auf diese Rechte können sich die Betroffenen berufen (vgl. ebd.).

Die Erarbeitung von Partizipationsrechten in einer sozialen Einrichtung ist ein tiefgreifender Prozess der Organisationsentwicklung (vgl. ebd.: 87). Entscheidend ist, die Mitarbeitenden in diesen Prozess miteinzubeziehen (vgl. ebd.). Denn oftmals bedeutet mehr Mitbestimmung bei der Klientel weniger Entscheidungsbefugnis bei den Professionellen (vgl. ebd.). Die vereinbarten Rechte und Regelungen sollten von allen Mitarbeitenden befürwortet und mitgetragen werden, dies wird durch einen partizipativen und konsensorientierten Einigungsprozess erreicht (vgl. ebd.). Es muss ausgehandelt werden, wem welche Partizipationsrechte zustehen und wie Entscheidungen getroffen werden (vgl. ebd.). Wichtig

bei diesem Einigungsprozess sind genügend Zeit und ein geschützter Rahmen, denn nur wenn alle Ansichten und Bedenken offen geäußert werden können, lässt sich ein Konsens finden (vgl. ebd.: 88). Wenn eine grundlegende Verständigung darüber herrscht, in welchen Bereichen und in welchem Ausmass die Partizipationsrechte zum Tragen kommen, kann auf der Mikroebene die Klientel der Sozialen Arbeit einbezogen werden (vgl. ebd.).

Ist eine Einigung über Form und Ausmass der Partizipation erzielt, müssen drei zentrale Aspekte der Partizipationskultur, namentlich das strukturelle Empowerment, die institutionelle Öffnung und die Nachfrageorientierung, erfüllt sein, damit die Betroffenen auch tatsächlich Mitbestimmung und Mitwirkung erfahren. (vgl. Strassburger 2019b: 90f.).

Durch strukturelles Empowerment können sich Menschen mit ihren individuellen Ressourcen wirkungsvoll in Entscheidungen einbringen (vgl. Strassburger 2019b: 91). Da nicht alle Menschen das nötige Wissen dazu haben oder nicht selbstbewusst und durchsetzungsfähig genug sind, um ihre Anliegen und Bedürfnisse zu formulieren und dafür einzustehen, müssen sie von Fachkräften unterstützt werden (vgl. ebd.). Dieses Befähigen oder eben auch Empowern muss strukturell verankert sein (vgl. ebd.). Fachkräfte sollten im Coaching ausgebildet werden (vgl. ebd.). Weiter sollten Räume geschaffen werden, in denen sich Betroffene über Interessen, Missstände oder Entscheidungen austauschen können (vgl. ebd.). Die Klientel sollte zudem von Anfang an Erfahrungen machen können, welche ihr zeigen, dass sie Einfluss nehmen und mitbestimmen kann (vgl. ebd.). Ein weiterer Baustein des strukturellen Empowerments besteht darin, etablierte Machtverhältnisse in Frage zu stellen und die Klientel in ihrer Position als Mitwirkende zu stärken (vgl. ebd.). Dabei ist es von grosser Bedeutung, dass die Arbeitsprozesse transparent sind und die Betroffenen Zugang zu Informationen haben sowie im Vorfeld von Entscheidungen beraten, kritisieren und unterstützen können (vgl. ebd.: 92). Strukturelles Empowerment heisst, die Betroffenen individuell zu stärken und befähigen, um sie von der Individualität der Professionellen oder der von der Willkür unabhängig zu machen (vgl. ebd.). Dafür brauchen sie Informationen, Zeit und Raum (vgl. ebd.).

Die institutionelle Öffnung soll Transparenz und Durchlässigkeit nach aussen schaffen (vgl. Strassburger 2019b: 93). Sie ist wichtig, damit die Organisation ihre gesamte Zielgruppe erreichen und mit einbeziehen kann (vgl. ebd.). Barrieren müssen abgebaut und Zugänge möglichst niederschwellig gestaltet werden, um Benachteiligung und Ausschluss zu verhindern (vgl. ebd.). Potenzielle Nutzende einer Dienstleistung sollten von Anfang an

miteinbezogen werden, um zu verhindern, dass die Angebote nicht ihrer Erwartung entsprechen und sie sie deshalb nicht nutzen (vgl. ebd.). Dies kann durch aufsuchende Arbeit erreicht werden, indem Professionelle institutionelle Grenzen überwinden und sich durch einladende Formen der Kommunikation an mögliche Interessierte wenden (vgl. ebd.). Aufsuchende Arbeit sollte strukturell verankert sein und alle Mitarbeitenden mit einbeziehen (vgl. ebd.). Im Team wird überprüft, ob durch die gewählten Mittel und Methoden Aussenstehende erreicht werden oder ob neue Strategien erarbeitet werden müssen (vgl. ebd.). Die institutionelle Öffnung zielt in erster Linie darauf ab, die Zielgruppe zu erreichen und potenziell Interessierte miteinzubeziehen (vgl. ebd.: 94). Sie geht aber noch weiter und bezieht auch alle anderen Menschen einer Gesellschaft mit ein (vgl. ebd.). Professionelle sollten somit bei der Entwicklung partizipativer Strukturen das Ziel haben, nebst der Zielgruppe auch alle anderen Menschen anzusprechen und sie zu ermutigen, sich mit Ideen an die Organisation zu wenden (vgl. ebd.). So kann eine Willkommenskultur und die Bereitschaft, mit der Zivilgesellschaft zusammenzuarbeiten, erreicht werden (vgl. ebd.). Dabei ist es hilfreich, die Offenheit der Organisation sichtbar zu machen zu sich immer wieder zu fragen, ob die institutionellen Strukturen nach aussen einladend wirken und die partizipativen Strukturen ersichtlich sind (vgl. ebd.). Institutionelle Öffnung ermöglicht den Austausch zwischen innen und aussen, fördert die Kommunikation und bietet Kontaktmöglichkeiten an (vgl. ebd.).

Die Nachfrageorientierung passt die sozialen Dienstleistungen an die Bedürfnisse der Klientel an (vgl. Strassburger 2019b: 95). Ein häufiger Stolperstein dabei ist, dass die Fachkräfte mehr Wert darauf legen, bestehende Angebote zu verfeinern, statt herauszufinden, was die Betroffenen wirklich wollen (vgl. ebd.). Soziale Dienstleistungen sind in einer Organisation mit partizipativen Strukturen stets ein gemeinsames Produkt von Professionellen und Betroffenen (vgl. ebd.: 96). Es geht um die Bereitschaft, zu fragen und hinzuhören, was die zu erreichenden Menschen wollen, wie sie dieses Ziel erreichen können und was sie an Unterstützung benötigen (vgl. ebd.). Bei sozialen Projekten und Angeboten ist wie in der Wirtschaft die Orientierung an der Nachfrage, also an den Interessen derjenigen, die vom Angebot profitieren sollen, bedeutend (vgl. ebd.). Ausschlaggebend hierfür ist die oberste Priorisierung der Interessen der Betroffenen, die Ausgangspunkt jeglicher professionellen Aktivität sein sollte (vgl. ebd.: 97). Die Fachkräfte müssen darin geschult werden, wie sie Interessen erkunden und herausfinden können (vgl. ebd.). Ausserdem müssen die Professionellen ihre Arbeit in einem laufenden Prozess stets den Interessen und

Bedürfnissen der Betroffenen ausrichten können (vgl. ebd.). Organisationen, welche sich an der Nachfrage orientieren, sehen Anreize von aussen als Anstoss, sich weiterzuentwickeln (vgl. ebd.). Fachkräfte erweitern ihr Wissen und ihre Handlungsspielräume und passen sie den neuen Herausforderungen an (vgl. ebd.). Die institutionellen Strukturen sollen experimentelles Vorgehen ermöglichen sowie Fehler und Irrtümer als Chance sehen, dazulernen und neue Lösungen zu suchen (vgl. ebd.). Das Ziel ist es, die Dienstleistungen kontinuierlich an die Interessen und Bedürfnisse der Betroffenen anzupassen (vgl. ebd.). Einzige Ausnahmen sind nur, wenn die Aufträge der Organisation dadurch verhindert werden, wenn ein Schaden entsteht oder wenn eine Gefährdung riskiert wird (vgl. ebd.).

Die drei Voraussetzungen für gelingende Partizipation, das strukturelle Empowerment, die institutionelle Öffnung und die Nachfrageorientierung sind auf der Ebene der sozialen Einrichtungen und Organisationen, also auf der Mesoebene, von grösster Bedeutung. Sie schaffen Voraussetzung dafür, dass die Professionellen der Sozialen Arbeit in ihrer täglichen Arbeit Mitwirkung und Mitentscheidung gewährleisten können. Es muss eine Partizipationskultur entstehen, damit Partizipationsrechte tatsächlich in Anspruch genommen werden und nicht zu einer Bürokratie verkümmern (vgl. Strassburger 2019b: 98).

2.3.3. Mikroebene

Wie in den vorangegangenen Kapiteln dargelegt wurde, sind viele Faktoren für eine gelingende Partizipation auf der Makro- und der Mesoebene angesiedelt. Allerdings können auch die Professionellen in ihrer täglichen Arbeit viel bewirken. Je besser die fachliche Haltung und Kompetenz der Fachkräfte sind, desto besser kann der Spielraum, den die Organisation zulässt, ausgeschöpft werden (vgl. Rieger 2019: 57).

Die fachliche Haltung ist ein Grundpfeiler der Professionalität (vgl. ebd.). Sie dient den Professionellen als Orientierung, um Entscheidungen zu treffen (vgl. ebd.). Eine partizipative Haltung ist dabei von grösster Bedeutung, ansonsten können partizipative Projektideen selbst bei idealen Voraussetzungen auf der Makro- und Mesoebene zum Mittel zum Zweck werden (vgl. ebd.: 58). Wenn eine partizipative Haltung bewusst entwickelt und verinnerlicht wird, kann professionelles Handeln leichter beurteilt, begründet und reflektiert werden (vgl. ebd.). Somit kann dem Umstand, dass Fachkräfte unbewusst ihr Handeln an den soziokulturellen Kontext der Klientel, an die gegenseitige Sympathie und das Entgegenkommen der Klientel ausrichten, entgegengewirkt werden (vgl. ebd.: 59). Professionelle der Sozialen Arbeit können sich eine partizipative Haltung aktiv aneignen, sie fängt mit Zuhören statt

Bevormunden an (vgl. ebd.: 60). Folgende Leitsätze sollen als Orientierung für eine partizipative Haltung dienen (vgl. ebd.).

Wer partizipativ arbeitet will, soll bereit sein für Veränderungen (vgl. Rieger 2019: 60). Dies erfordert hohe Flexibilität, denn am Anfang einer partizipativen Zusammenarbeit weiss die Fachkraft nicht, was das Ziel ist und wie es erreicht werden kann (vgl. ebd.: 61). Dies ergibt sich erst im Gespräch. So zu arbeiten bedeutet, auf die Wirksamkeit lebendiger Prozesse zu vertrauen und sich bewusst zu sein, dass Ergebnisse von eigenen Vorstellungen und Absichten abweichen können (vgl. ebd.).

Eine langfristige Lösung muss für die Klientel stimmen, nicht für die Professionellen (vgl. Rieger 2019: 61). Dies erfordert Mut und Umdenken von den Fachkräften, denn auf die Lebensweltexpertise der Klientel zu vertrauen, verlangt Risikobereitschaft (vgl. ebd.). Für partizipatives Arbeiten müssen sich die Professionellen von Konventionen lösen und sich auf die Zusammenarbeit mit der Klientel einlassen, statt sie kontrollieren zu wollen (vgl. ebd.). Ziele und Strategien werden im Dialog erarbeitet.

Partizipative Prozesse verlangen von den Fachkräften viel Zeit und Geduld ab (vgl. Rieger 2019: 62). Sie müssen einschätzen, wie viel Zeit ein solcher Prozess in Anspruch nimmt und welche Ressourcen dafür zur Verfügung gestellt werden müssen (vgl. ebd.). Professionelle sollten sich dafür einsetzen, dass genügend Zeit für den gesamten Prozess eingeräumt wird, denn partizipatives Arbeiten bedeutet in allen Prozessschritten wie Kontaktaufnahme, Auseinandersetzung mit Bedürfnissen, Ideen und Ressourcen sowie Bewältigung von Konflikten ein gemeinsames Finden von Konsens und Lösungen (vgl. ebd.). Wenn Fachkräfte sich für Partizipation entscheiden, müssen sie auch konsequent danach handeln (vgl. ebd.).

Bei der Partizipation geht es darum, den Menschen mit seinen individuellen Besonderheiten wahrzunehmen und ihm mit aufrichtigem Interesse zu begegnen (vgl. Rieger 2019: 62). Fachkräfte sind sich ihren Vorurteilen bewusst, bereits gestellte Diagnosen oder festgesteckte Ziele sollten vermieden werden (vgl. ebd.). So werden die Stärken des Gegenübers erkannt und ein Verständnis für bestimmte Handlungsweisen aufgebaut (vgl. ebd.). Das Ziel sind nicht professionelle Fertigprodukte zu entwerfen, sondern die Klientel mit ihrer Individualität und ihren Stärken wahrzunehmen (vgl. ebd.).

Weiter geht es beim partizipativen Arbeiten darum, den subjektiven Sinn einer Handlung zu begreifen (vgl. Rieger 2019: 63). Die Aufgabe von Fachkräften ist es, diesen Sinn auch hinter

scheinbar destruktiven Verhaltensweisen zu erkennen (vgl. ebd.). Dafür müssen die Sichtweisen der Betroffenen ernst genommen werden, um gemeinsam weitere Schritte in die Wege zu leiten (vgl. ebd.). Dahinter steht die Überzeugung, dass Menschen gute Gründe für ihr Verhalten haben (vgl. ebd.).

Durch eine partizipative Haltung werden auch Menschen, welche stark von gesellschaftlichen Wert- und Normvorstellungen abweichen, nicht aus der Gemeinschaft ausgeschlossen (vgl. Rieger 2019: 63). Wichtig dabei ist es, den Menschen von seinem Verhalten zu unterscheiden (vgl. ebd.). Dadurch können bestimmte Verhaltensweisen zwar abgelehnt, der Mensch selbst aber akzeptiert werden (vgl. ebd.).

Die Professionellen sollten sich als Personen wahrnehmen, welche auch selbst auf professionelle Unterstützung angewiesen sein können (vgl. Rieger 2019: 64). Jeder Mensch ist in seiner Entwicklung auf andere angewiesen, weshalb es natürlich ist, Unterstützung zu benötigen und einzufordern (vgl. ebd.). Mit dieser Haltung stellen sich Fachkräfte nicht über die Betroffenen, und dem Erfahrungswissen der Klientel kann ein genauso hoher Stellenwert eingeräumt werden wie dem Fachwissen der Professionellen (vgl. ebd.). Hinzu kommt, dass individuelle Schwierigkeiten oftmals auf sozialen Problemen basieren und nicht vom einzelnen Menschen verursacht werden (vgl. ebd.).

Diese genannten Leitsätze sollen von den Professionellen der Sozialen Arbeit verinnerlicht werden, um das Mitwirken und Mitentscheiden von Betroffenen zu fördern und zu unterstützen, sowie um eine Partizipationskultur entstehen zu lassen.

Neben den inneren Einstellungen und Haltungen sind auch Kompetenzen im Handeln von grösster Bedeutung bei der Partizipation. Nach Rieger (2019: 71) gibt es drei Kernkompetenzen für partizipatives Arbeiten.

Die erste Kernkompetenz lautet: «Sich auf Sichtweisen und Interessen einer Person einlassen» (Rieger 2019: 71). Fachkräfte fragen die Betroffenen nach ihren Vorstellungen und machen diese Interessen und Sichtweisen zum Ausgangspunkt der gemeinsamen Arbeit (vgl. ebd.). Die Aufgabe der Professionellen ist es, sogenannte «Heimspiele» zu organisieren (vgl. ebd.). Bei Heimspielen sind die Betroffenen mit dem Ort vertraut, kennen die Regeln und erfahren Rückhalt aus der Gemeinschaft (vgl. ebd.: 68). Die Fachkräfte berücksichtigen Gepflogenheiten der Klientel, ihre sozialen Netzwerke und übliche Formen der Interaktion (vgl. ebd.). Sie nehmen sich Zeit, die Lebenswelt der Klientel zu verstehen (vgl. ebd.). Ausserdem suchen die Professionellen individuell passende Vorgehensweisen, die

Lösungsstrategien kommen aber von den Betroffenen selbst (vgl. ebd.: 71). Das Ergebnis kann ganz anders aussehen, als von den Fachkräften anfangs vermutet, weshalb es an Geduld, Flexibilität und Risikobereitschaft bedarf (vgl. ebd.). Partizipativ handelnde Fachkräfte kooperieren folglich während der gesamten Zusammenarbeit mit der Klientel (vgl. ebd.).

Die zweite Kernkompetenz für partizipatives Arbeiten ist: «Die Einzigartigkeit einer Person erkennen und auf ihre Stärken bauen» (Rieger 2019: 72). Die Fachkräfte setzen bei den Stärken der Betroffenen an (vgl. ebd.). Indem sie den Blick auf das Positive der Klientel richten, können sie Potenziale aufdecken und für den Unterstützungsprozess nutzen (vgl. ebd.). Auf diese Weise finden Professionelle heraus, was das Einzigartige am Gegenüber ist (vgl. ebd.). Die Lebenserfahrung der Klientel betrachten sie als Schatz, aus dem der betroffene Mensch auch in schwierigen Situationen und Lebenslagen schöpfen kann (vgl. ebd.).

Die dritte und letzte Kernkompetenz lautet: «Gemeinsame Sache machen und Eigenständigkeit fördern» (Rieger 2019: 73). Professionelle ermutigen und befähigen Menschen, ihre Lage zu analysieren und eigenständig Entscheidungen zu treffen (vgl. ebd.). Sie vertrauen auf das Potenzial der Betroffenen und unterstützen sie dabei, es auszuschöpfen und deren Ziel zu erreichen (vgl. ebd.). Fachkräfte vermeiden wohlmeinendes Stellvertreterhandeln, um Abhängigkeit und Unselbstständigkeit entgegenzuwirken (vgl. ebd.).

Um die partizipative Haltung sowie die Kernkompetenzen für partizipatives Handeln stets gewährleisten zu können, bedarf es einer kontinuierlichen Reflexion darüber. Ausserdem erfordert partizipatives Arbeiten ein Bewusstsein der eigenen Biografie (vgl. Pesch/Appelfelder 2019: 74). Durch Selbstreflexion setzen sich die Professionellen mit ihrer Lebensgeschichte und -erfahrungen auseinander und verhindern, sich ihrer eigenen Biografie ausgeliefert zu sein (vgl. ebd.). Denn Fachkräfte treten während der Zusammenarbeit nicht nur in bestimmten Funktionen und Rollen, sondern mit ihrer gesamten Persönlichkeit auf (vgl. ebd.). Demütigungen aus der Kindheit oder eingeschliffene Mustern können professionelles Handeln be-, im schlimmsten Fall gar verhindern (vgl. ebd.). Um Distanz zu wahren, kann es für Fachkräfte hilfreich sein, sich selbst zu fragen, wie sie Selbst- und Weltwissen aufgebaut haben, wer oder was dazu beigetragen hat und was es genau war, was sie in ihrem (Selbst-)Bildungsprozess angeregt beziehungsweise behindert hat (vgl. ebd.). So machen sich Fachkräfte ein Bild von sich selbst, damit sie Distanz zu ihrer eigenen

Lebensgeschichte gewinnen und in ihrem professionellen Handeln bewusst und losgelöst von der eigenen Biografie zwischen alternativen Handlungsmöglichkeiten entscheiden können (vgl. ebd.). Partizipatives Arbeiten bedingt diesen Entscheidungsraum (vgl. ebd.).

Neben (Selbst-)Reflexion ist in der Zusammenarbeit mit der Klientel eine Grundlage für partizipatives Arbeiten von grosser Wichtigkeit. Renner (2019: 78) versteht gelingende Kommunikation als Basis dafür. Partizipation gelingt nur, wenn Fachkräfte bereit sind, ihr Klientel zu verstehen und ihr offen und ohne Vorurteile begegnen (vgl. ebd.). Wichtig dabei ist aktives Zuhören, um Interessen, Ärger, Erfahrungen und Visionen der Betroffenen zu verstehen (vgl. ebd.). Aktives Zuhören geschieht einerseits verbal, beispielsweise durch Nachfragen oder Zusammenfassen, andererseits auch nonverbal, wie durch Nicken oder Lächeln (vgl. Röhner/Schütz 2016: 85). Aktives Zuhören kann in drei Bestandteile unterteilt werden (vgl. ebd.: 86). Der erste Bestandteil ist das aktive Verfolgen des Gesagten (vgl. ebd.). Durch Blickkontakt und Laute schenken die Professionellen den Betroffenen die Aufmerksamkeit (vgl. ebd.). Der zweite Bestandteil ist das aktive Verstehen der Botschaft (vgl. ebd.). Die Professionellen umschreiben den Kern des Gesagten, also den Sachinhalt, in eigenen Worten, indem sie paraphrasieren (vgl. ebd.). Der dritte Bestandteil des aktiven Zuhörens ist das Verstehen und Wiedergeben des emotionalen Inhalts der Botschaft (vgl. ebd.). Dies wird erreicht, indem die Professionellen die Betroffenen spiegeln und Gefühle und Emotionen verbalisieren (vgl. ebd.). Heruntergebrochen bedeutet dies für die Fachkräfte, dass sie die Klientel aussprechen lassen, geduldig sind, bei Unklarheiten nachfragen, Blickkontakt halten und sich selbst durch andere Gedanken und Tätigkeiten nicht ablenken lassen (vgl. ebd.).

Zu einer gelingenden Kommunikation gehören wie das aktive Zuhören noch weitere verschiedene Fähigkeiten, um einen gleichberechtigten Dialog zu führen und damit partizipative Arbeit zu fördern (vgl. Renner 2019: 78). In den Dialog zu treten heisst, ein Gespräch mit einer anderen Person zu führen und diese so zu durchdringen, dass ein Verständnis der Interessen und Bedürfnissen erreicht wird (vgl. ebd.). Dies ist für Professionelle ein erster wichtiger Schritt zur Partizipation (vgl. ebd.). Eine dieser erwähnten Fähigkeiten ist die lernende Haltung (vgl. ebd.: 79). Dabei ist es zentral, wissbegierige Fragen zu stellen, um herauszufinden, warum ein Mensch handelt, wie er handelt, und warum er so denkt, wie er denkt (vgl. ebd.). Die Fragen sollen neugierig und wertneutral und nicht wertend formuliert werden (vgl. ebd.). So werden die Betroffenen zu Experten ihrer selbst, und müssen sich vor den Professionellen nicht rechtfertigen (vgl. ebd.). Eine weitere

Fähigkeit ist der radikale Respekt (vgl. ebd.). Die Professionellen müssen stets den Respekt vor der Integrität der Klientel wahren (vgl. ebd.). Ist dies nicht der Fall, kann die Meinung der fragenden Person durchdringen, und die Antwort wird wahrscheinlich nicht vollständig ehrlich sein (vgl. ebd.). Die Betroffenen werden sich vermutlich so verhalten, wie sie glauben, dass es von ihnen erwartet wird (vgl. ebd.). Mit radikalem Respekt ist die fragende und anerkennende Haltung gemeint, welche umsichtiges und achtendes Umgehen miteinander sowie die Akzeptanz und Anerkennung der anderen Person impliziert (vgl. ebd.). Um sich radikal auf den Menschen einzulassen, bedarf es der Offenheit, womit die nächste Fähigkeit einer gelingenden Kommunikation erwähnt wäre (vgl. ebd.). Offenheit bedeutet, sich vorbehaltlos und mit seinem ganzen Wesen in ein Gespräch zu begeben sowie dem Gegenüber seine volle Aufmerksamkeit und seine Konzentration zu schenken (vgl. ebd.: 80). Professionelle müssen offen sein für die Lebenswelt ihrer Klientel, für ihre Gedanken, Meinungen und Geschichten und auch offen dafür, Neues in ihre eigenen Gedanken hineinzulassen (vgl. ebd.).

Diesen Darlegungen der Partizipation in der Sozialen Arbeit mit den Voraussetzungen einer Partizipationskultur auf den drei Ebenen Makro, Meso und Mikro folgen im nächsten Kapitel Einführungen und Dimensionen der digitalen Transformation, dabei werden sie in Bezug zur Sozialen Arbeit gesetzt.

3. Digitale Transformation und Soziale Arbeit

Seit der Erfindung des Telefons hat sich die Kommunikation stetig verändert (vgl. Naleppa/Hosemann 2016: 85). Ursprünglich als Hilfsmittel für Übertragungen von Informationen, ist es mittlerweile ein aktives, die Kommunikation veränderndes Teil der Wirklichkeit (vgl. ebd.). Zudem beschleunigt sich die Einführung neuer Kommunikationsmedien und läuft in der heutigen Zeit viel schneller ab als früher (vgl. ebd.). Beim Telefon dauerte die Marktdurchdringung 35 Jahre, beim Computer waren es 16 Jahre, während sie beim Smartphone noch gerade einmal zweieinhalb Jahre dauerte (vgl. ebd.). Das Internet wirkt dabei besonders innovativ (vgl. ebd.). Es kann in zwei Nutzungen unterteilt werden, namentlich in Web 1.0 und Web 2.0 (vgl. ebd.). Im Web 1.0 entwirft ein Webmaster statische Webseiten, welche von den Nutzenden heruntergeladen werden können (vgl. ebd.). Dies ist die ursprüngliche Nutzung des Internets (vgl. ebd.). Im Web 2.0 werden nicht nur Informationen bereitgestellt, sondern die Nutzenden beteiligen sich aktiv durch das

Hochladen von Inhalten und das Kommunizieren untereinander (vgl. ebd.). Die Entwicklung des Internets steht momentan an der Schwelle des Webs 3.0, bei dem Informationen durch Computerprogramme interpretiert und selbstständig weiterverarbeitet werden (vgl. ebd.).

Die digitale Lebenswelt zeichnet sich dadurch aus, dass Informationen allgegenwärtig und weltweit verfügbar sind (vgl. Naleppa/Hosemann 2016: 85). Die Grenzen der physischen und der virtuellen Welt werden diffuser oder lösen sich gar auf, es findet eine soziale Virtualisierung statt (vgl. ebd.). Durch die Mobilität der Kommunikationsmedien sind die Nutzenden in ständiger Erreichbarkeit (vgl. ebd.). Inhalte können gezielt auf die Nutzenden abgestimmt und angepasst werden (vgl. ebd.).

Da die digitale Kluft im unmittelbaren Zugang zu Kommunikationsmedien als überwunden betrachtet werden kann, ist die zentrale Frage nicht mehr die der technischen Teilhabe, sondern die der sozialen Teilhabe und der Mitwirkung in der digitalen Welt (vgl. Naleppa/Hosemann 2016: 85). Die aktive Teilhabe in den digitalen Medien findet in drei Formen statt (vgl. ebd.). Zum einen erfolgt sie über Plattformen mit dem Ziel der Informationsgewinnung, der Beziehungspflege und der Darstellung der persönlichen Öffentlichkeit (vgl. ebd.). Zweitens können digitale Medien als Werkzeug zur Informationsverbreitung oder zur politischen Einflussnahme genutzt werden (vgl. ebd.). Die dritte Form ist die aktive Mitgestaltung der Technologie (vgl. ebd.).

Kommunikation hat einen grossen Einfluss auf die individuelle soziale Position (vgl. Naleppa/Hosemann 2016: 86). Durch die digitalisierte Kommunikation können viele Personen über verschiedene Netzwerke erreicht und ein eigenständiger sozialer Resonanzraum geschaffen werden (vgl. ebd.). Über Kontakte und Austausch sowie Erfahrungen über Anerkennung, Zustimmung oder Ablehnung kann die eigene soziale Position positiv beeinflusst werden (vgl. ebd.). Ausserdem erlaubt es die digitale Welt, schnell zu kommunizieren und sich von Raum und Zeit unabhängig zu machen (vgl. ebd.). Gerade für Menschen ohne prestigeträchtige Arbeit oder soziale Kontakte in der physischen Welt bietet die digitale Welt die Chance, eine positive Selbstdarstellung durch Bestätigung und Zustimmung zu erlangen (vgl. ebd.). Diese Selbstdarstellung ist losgelöst von Faktoren wie Vermögens- und Gesundheitsausstattung, Bildungszugang und lokale Einbindung (vgl. ebd.: 85f.).

Digitale Teilhabe bedeutet nicht automatisch, dass damit auch die soziale Teilhabe gewährleistet ist, auch wenn sich die soziale Teilhabe durch die neuen

Kommunikationsmöglichkeiten verändert (vgl. Naleppa/Hosemann 2016: 86). Der Besitz eines Smartphones bedeutet noch nicht, dass ein Mensch soziale Teilhabe erfährt (vgl. ebd.). Erst die sozialen Fähigkeiten, mit dem Smartphone und der digitalen Welt umzugehen, befähigen einen Menschen dazu, soziale Teilhabe zu erleben (vgl. ebd.). Soziale Teilhabe in der digitalen Welt wird nicht von allen Menschen auf die gleiche Weise erfahren, so gestaltet sich die Teilhabe bei Menschen mit niedrigen Bildungsabschlüssen eher über Spiele, bei Menschen mit höheren Bildungsabschlüssen und Status eher über das Vernetzen und Weiterbilden (vgl. ebd.). Der Mensch ist somit Teil einer Internetkommunikation und muss Zugang zum Internet haben, um sich zu informieren und wenn nötig zu engagieren, um der sozial erwarteten Persönlichkeit gerecht zu werden (vgl. ebd.).

An den sozialen Feldern Familie, Arbeitswelt und öffentlicher Raum kann die Veränderung der Prozesse der Teilhabe skizziert werden (vgl. Naleppa/Hosemann 2016: 86). Durch die Erweiterung des Kommunikationsraumes sind multilokale Mehrgenerationenbeziehungen möglich (vgl. ebd.). So sind in vielen Familien die Grosseltern an einen detaillierten Informationsfluss angeschlossen, eine sogenannte Intimität auf Distanz ist möglich (vgl. ebd.). Dadurch können familiäres Glück oder Erlebnisse zeitnah geteilt werden (vgl. ebd.). Das Internet hat aber auch Kontaktbörsen oder Onlineberatungen zu Scheidungsfolgen zu bieten (vgl. ebd.). Auch für die älteren Generationen eröffnet die digitale Welt Möglichkeiten, Kompetenz, Freiheit und Verbundenheit zu erfahren (vgl. ebd.). Die sozialen Erwartungen an die Familie hat sich verändert und wird dies auch weiter tun.

Auch die Arbeitswelt erfährt durch die digitale Welt Veränderungen bei sozialen Erwartungen (vgl. Naleppa/Hosemann 2016: 86). So erscheinen für die junge, internetgeprägte Generation die Grenzen von Beruf und Privatleben problemloser, und sie stellen sich auf flexible Arbeit, auch in der digitalen Welt, ein (vgl. ebd.). Firmen und Behörden passen ihre Kommunikationsstrukturen an, welche erneut soziale Erwartungen nach sich ziehen (vgl. ebd.). Menschen, welche durch ihre Verhaltensmuster diesen Erwartungen nicht gerecht werden, können Nicht-Zugehörigkeit und Enttäuschung erfahren (vgl. ebd.).

Durch die digitale Welt ist ein neuer öffentlicher Raum entstanden. Der Austausch über Interessen, Ereignisse und Stimmungen ist über verschiedene Netzwerke und Plattformen permanent und oftmals zensurfrei möglich (vgl. Naleppa/Hosemann 2016: 87). Die Grenzen zwischen privater und öffentlicher Kommunikation lösen sich auf, und es können neue

soziale Zonen der Beteiligten Personen entstehen (vgl. ebd.). Private Fragen zur Erziehung oder zur Lebensführung werden online genauso ausdiskutiert, wie Diskussionen über Krankheiten und Heilerfolgen geführt werden (vgl. ebd.). Die Problematisierung von sozialen Missständen im Internet eröffnet dem einzelnen Menschen wie auch der Gruppe die Möglichkeit auf Öffentlichkeit und Resonanz (vgl. ebd.).

Durch Vermittlung und Kommunikation wird eine soziale Wirklichkeit erstellt (vgl. Naleppa/Hosemann 2016: 87). In alltäglichen Interaktionen fließen Interpretationsmuster ein, und der Mensch setzt sich aus den zirkulierenden Informationen über eine Wirklichkeit ein Puzzle zusammen (vgl. ebd.). Die digitale Kommunikation wirkt nicht nur durch ihre Inhalte, sondern auch durch die Anpassung digitaler Informationen an die Nutzenden (vgl. ebd.). Mittels Erstellung von Profilen der Nutzenden können passend zur Lebenssituation gezielt Werbung betrieben oder Informationen übermittelt werden (vgl. ebd.). Die Grenzen der virtuellen und der physischen Lebenswelt werden teilweise aufgehoben (vgl. ebd.). Denn Soziale Medien sind längst Teil der Lebenswelt junger Menschen, und mit virtuellen Communitys ist die Identifikation genau so stark wie mit nicht-virtuellen Communitys (vgl. ebd.). Im Alltag findet ein Wechsel zwischen virtuellen und physischen Räumen permanent statt, und genauso wie in physischen Räumen kann es auch in virtuellen Räumen zu sozialen Konflikten kommen (vgl. ebd.). Diese werden nicht im Rahmen eines physischen Aufeinandertreffens ausgetragen, sondern digitalisiert und ästhetisch aufbereitet und über die virtuelle Welt ausgetragen (vgl. ebd.). Es ist für die demokratische Teilhabe und somit auch für die Soziale Arbeit von grosser Bedeutung, wen welche Bilder und Informationen erreichen und wie diese überzeugen (vgl. ebd.: 88).

Die Linien zwischen den verschiedenen virtuellen Räumen, den neuen Kommunikations- und Beteiligungsformen sowie der physischen Welt sind nicht mehr klar abzugrenzen (vgl. Naleppa/Hosemann 2016: 88). Im Austausch mit der Klientel können Professionelle der Sozialen Arbeit deren Nutzungsverhalten, deren möglicherweise internetbasierte Weltansicht sowie deren kommunikativen Ressourcen erfahren (vgl. ebd.). Die Konflikte der Klientel, die zunehmend auch in den virtuellen Räumen entstehen, können von den Fachkräften aufgenommen werden, um Antwortstrategien zu entwickeln (vgl. ebd.). Die Organisationen und die Fachkräfte in sozialen Bereichen haben eine hohe Interpretationsmacht in der Bewertung des Internetverhaltens der Betroffenen (vgl. ebd.). Dies zeigt sich dadurch, dass die Professionellen darüber entscheiden, ob die Klientel als süchtig begriffen wird, ob deren Weltansicht als individuelle Störung oder als

gruppenspezifische Interpretation verstanden wird, oder ob die Internetnutzung eine Reduktion des Betreuungsaufwandes oder ein Risiko bedeutet (vgl. ebd.).

In der Praxis entstehen Lösungswege zu den Konflikten der Klientel, allerdings muss sich auch die Organisation und damit die Professionellen der Sozialen Arbeit in der veränderten Umgebung im Zuge der digitalen Transformation positionieren (vgl. Naleppa/Hosemann 2016: 88). Unterstützungsstrategien können dabei Abhilfe verschaffen (vgl. ebd.). Diese können anhand von drei Basisperspektiven entwickelt werden (vgl. ebd.). Die erste Perspektive ist, Chancen für Empowermentprozesse zu entwickeln (vgl. ebd.). Dabei sollte dem Internet nicht mit Sorge oder Kritik begegnet werden (vgl. ebd.). Dazu können virtuelle Räume aufgebaut werden, um virtuelle Communitys durch soziale Interaktionen zu fördern und zu entwickeln (vgl. ebd.). Mit der zweiten Perspektive übernehmen Organisationen und Fachkräfte eine Schutzfunktion, welche über das Vermitteln von Anwendungskompetenz neuer Techniken hinausgeht (vgl. ebd.). Die sozialen Zusammenhänge der Klientel stehen im Mittelpunkt, es geht um die Begleitung der Betroffenen, die durch die Nutzung der Medien Probleme wie Mobbing, Sucht, Isolation oder soziale Ängste haben (vgl. ebd.). Von grosser Bedeutung ist dabei der Blick auf die konkreten Hürden der Teilhabe, wie beispielsweise finanzielle oder gruppenspezifische Ausschlüsse (vgl. ebd.). Durch die dritte Perspektive werden der soziale Ausgleich und die soziale Gerechtigkeit unterstützt (vgl. ebd.). Soziale Einrichtungen können mit der Präsenz gegenüber der Klientel und anderen Organisationen auf soziale Konflikte hinweisen und einwirken (vgl. ebd.). Mit digitalen Abbildungen von sozialen Problemen und der Dokumentation von Lösungsstrategien können vernetzte Organisationen empirisch begründete Argumente und Kausalitäten liefern, um Inklusionsprozesse in Gang zu setzen (vgl. ebd.: 89).

Es entsteht ein neues Spannungsfeld zwischen der Profession und den neuen Kommunikationsformen, dem sich die Soziale Arbeit zu stellen hat (vgl. Naleppa/Hosemann 2016: 89). Im Vordergrund steht nicht mehr der kritische Umgang mit dem Internet, sondern ein zielgerichtetes Wahrnehmen, Einwirken und Gestalten (vgl. ebd.). Zu den Rahmenbedingungen von Organisationen der Sozialen Arbeit gehören die eigenen Kampagnen, Auftritte und Formen des Vernetztseins (vgl. ebd.). Wird im Internet nach Themen gesucht, welche für die Klientel der Sozialen Arbeit relevant ist, führt dies oft zu Antworten, welche nicht aus der Sozialen Arbeit kommen (vgl. ebd.). Will die Soziale Arbeit in der digitalen Welt präsent und damit nah an den Lebenswelten der Klientel sein, muss sie von administrativ geprägter Kommunikation wegkommen (vgl. ebd.). Vielmehr sollten sich

Organisationen der Sozialen Arbeit mit den neuen Arten der Kommunikation und Interaktion auseinandersetzen (vgl. ebd.). Denn die Veränderung der Kommunikationsformen und Kommunikationsmuster verlangt von den Fachkräften die Gestaltung neuer Lösungsstrategien ab (vgl. ebd.). Die Möglichkeiten und Chancen, die mit den digitalen Technologien verbundenen Veränderungen wahrzunehmen und zu nutzen, sollten in Zusammenarbeit von Organisation und Fachkräften ausgeschöpft werden (vgl. ebd.). Durch Neugier von Organisationen und Professionellen, durch die Verdichtung von Erfahrungen und durch die Kommunikation von Erfolgen übernimmt die Soziale Arbeit ihre Verantwortung gegenüber ihrer Klientel und der sozialen Teilhabe (vgl. ebd.).

3.1. Digitale Partizipation

Partizipation hat ihren Ursprung in der politischen Teilhabe (vgl. Rudolph 2018: 262). Sie umfasst ein Spektrum von Aktivitäten, welches die gerichtete Einwirkung auf das politische System zum Ziel hat (vgl. ebd.). Es waren folglich die politischen Bestrebungen der Menschen, welche die Mitwirkung, die Teilhabe und somit die Partizipation ins Rollen gebracht haben. Insbesondere der Einbezug von informellen Formen der Politik, wie die Aufnahme des Kontakts mit staatlichen Stellen oder ko-operative Gruppenaktivitäten mit bestimmten Grundanliegen, erweiterten das Verständnis von politischer Partizipation (vgl. ebd.). In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts sind Demonstrationen, Streiks oder Hausbesetzungen durch soziale Bewegungen wie die Frauenbewegung oder die Jugendbewegung zum Bestand zivilgesellschaftlichen Engagements und politischer Willensäußerung geworden (vgl. ebd.: 263). Ziel dabei war das Herbeiführen von Veränderungen und die Geltendmachung von Einfluss (vgl. ebd.). Darüber hinaus wurde auch bürgerliches Engagement, wie Mitgliedschaften in Vereinen oder ehrenamtliche Tätigkeiten als politische Bestrebungen eingestuft (vgl. ebd.). Dadurch wurde die Trennung von politischem und nicht-politischem Bereich schwieriger, da jede öffentliche Tätigkeit das Potenzial hatte, als politische Aktivität verstanden zu werden (vgl. ebd.). Die politische Teilhabe wurde mit dem Begriff der sozialen Teilhabe erweitert.

Mit den neuen Informations- und Kommunikationstechnologien hat sich die Partizipation auf die digitale Welt erweitert, die Rede ist von sogenannter E-Partizipation (vgl. Rudolph 2018: 264). «Partizipation wird als Teilhabe an diskursiven Räumen verstanden, die mittels der digitalen Medien und Kommunikationswege in neuem Umfang realisiert werden kann» (Rudolph 2018: 264f.). Das Internet begünstigt eine Belebung der öffentlichen Räume

jenseits staatlicher Kontrolle und wirtschaftlichen Interessen (vgl. ebd.: 265). Das Internet trägt zudem dazu bei, marginalisierten und oppositionellen Personen und Gruppen eine Stimme zu geben, deren Zugang zu traditionellen Medien oftmals begrenzt ist (vgl. ebd.). Dies trägt zu einer Demokratisierung der Medien bei (vgl. ebd.). Mit der Durchsetzung des Webs 2.0, welches die Nutzenden zu aktiven Beteiligten macht, hat die interaktive und kommunikative Partizipation stark an Ausweitung gewonnen (vgl. ebd.). Die Bezeichnung «Web 2.0» betont die technische Dimension und Ermöglichung, während die Begrifflichkeit «Social Media» den produktiven Austausch und die Gemeinschaftsbildung meint (vgl. ebd.: 266). Plattformen und soziale Netzwerke zielen auf die Beteiligung und Mitwirkung der Nutzenden bei der Erstellung von Inhalten und bei der Vernetzung mit anderen Menschen (vgl. ebd.). Das Web 2.0 bietet mit all den sozialen Medien allen Nutzenden die Möglichkeit zu partizipieren und die öffentliche Sphäre zu erweitern, dadurch wird eine demokratische Öffentlichkeit generiert (vgl. ebd.: 267). Möglichkeiten wie die Mobilisierung zu Demonstrationen und Protesten oder das Sich-Einbringen und Mitgestalten öffentlicher Diskurse wie beispielsweise in Weblogs erreichen grosse Aufmerksamkeit (vgl. ebd.). Somit vervielfachen sich die Möglichkeiten der Partizipation durch die sozialen Medien, sowohl die politische wie auch die soziale Teilhabe erreichen eine neue Dimension (vgl. ebd.: 268). Das gemeinschaftliche Herstellen und Bearbeiten der Nutzenden im Web 2.0 bringt einen alternativen Produktionsmodus jenseits herkömmlicher Formen kapitalistischer und staatlicher Organisationen (vgl. ebd.: 270). Dadurch erhöht sich die Autonomie und der Handlungsspielraum der Individuen (vgl. ebd.). Um es im ökonomischen Jargon auszusprechen, erweitern sich für die Nutzenden durch die Produktion von Gemeingütern die Möglichkeiten, Inhalte und Produkte jenseits der kapitalistischen Verwertungsbedingungen hervorzubringen (vgl. ebd.). Die Nutzenden bauen sich ihr Netzwerk auf und können kreativ tätig sein (vgl. ebd.). Partizipation wird somit zur treibenden Kraft von Innovation und Basis der Produktivität (vgl. ebd.: 271).

3.2. Digitale Ungleichheiten

Das Web 2.0 und die sozialen Medien erlauben dem Individuum die direkte Teilhabe an der Produktion von Öffentlichkeiten und bieten Möglichkeiten der Vernetzung, jedoch setzt dies voraus, dass das Individuum Zugang zu diesen partizipativen Formen hat und davon Gebrauch machen kann (vgl. Rudolph 2018: 271). Es stellt sich folglich die Frage der

digitalen Ungleichheiten, die durchaus bestehen. Im Folgenden werden die zwei Dimensionen, welche zu digitalen Ungleichheiten führen können, dargelegt.

3.2.1. Primäre Dimension

In der primären Dimension digitaler Ungleichheiten sind die Aspekte des Zugangs zum Internet aufgeführt. Es lässt sich differenzieren zwischen jenen, die über einen Zugang verfügen, die «Onliner», und den «Offlinern» ohne Zugang (vgl. Rudolph 2018: 177). Dieser Unterschied mag in der heutigen vom Internet durchdrungenen Zeit als unzureichend erscheinen, doch es besteht selbst in «fortschrittlichen» Gesellschaften die Trennung im Sinne des technischen Zugangs zum Internet weiterhin (vgl. ebd.). Dies führt zur Exklusion bestimmter Bevölkerungsgruppen durch technologische Bedingungen (vgl. ebd.). Die primäre Dimension muss aber durch die Häufigkeit und Dauer der Nutzung erweitert werden (vgl. ebd.).

Das Vorhandensein eines Zugangs zum Internet stellt lediglich eine Vorbedingung für die Nutzung dar (vgl. Rudolph 2018: 179). Unter den «Onlinern» variiert das Ausmass der Nutzung (vgl. ebd.). Zwischen «Offlinern» und «Onlinern» lassen sich unterschiedliche demografische und sozioökonomische Kriterien festhalten (vgl. ebd.:186). Nachteile aufgrund von Einkommen, Gesundheitszustand oder Region können zu einer digitalen Spaltung führen (vgl. ebd.: 110). Weiter haben auch andere Faktoren Einfluss auf die digitale Spaltung, namentlich die räumliche Begebenheit oder die Geschwindigkeit des Zugangs (vgl. ebd.: 124). Es ist entscheidend, ob die Internetnutzung öffentlich in Bibliotheken, Büros oder Internetcafés stattfindet und somit an Öffnungszeiten gebunden ist, oder zu jeder beliebigen Zeit und frei zur Verfügung stehend geschieht (vgl. ebd.). Der Einfluss von Geschlecht, Alter, Einkommen, Bildung, Ethnizität, Region und Gesundheit auf die Wahrscheinlichkeit des Zugangs und der Nutzung lässt sich nicht nur weltweit, sondern auch in westlichen Ländern bestätigen (vgl. ebd.: 125f.). Somit lässt sich festhalten, dass bereits auf der Dimension des Zugangs und der einfachen Nutzung das Potenzial des Internets nicht allen Menschen gleichermassen zu Verfügung steht (vgl. ebd.: 126). So nehmen Bildungskapital, das ökonomische Kapital, sowie die soziale Klasse Einfluss auf die Chance, die soziale Teilhabe im Internet zu realisieren (vgl. ebd.: 208). Je höher die Ausstattung mit den entsprechenden Kapitalien, desto höher die Chance auf die Nutzung des Potenzials des Internets, und desto geringer die Gefahr auf digitale Exklusion (vgl. ebd.). Entsprechend sind Menschen, deren soziale Position niedrig und die Ausstattung der Kapitalien geringer ist, strukturell

benachteiligt (vgl. ebd.). Weiter sind Ungleichheiten bezüglich demografischer Merkmale auszumachen (vgl. ebd.). Bei älteren Menschen sinken die Anteile an Personen, welche über einen Internetzugang verfügen (vgl. ebd.). Männer haben höhere Nutzungschancen gegenüber Frauen, und Menschen in urbanen Gebieten gehören häufiger zu den Internetnutzenden als Menschen in ländlichen Gebieten (vgl. ebd.). Soziale Teilhabe und Partizipationsmöglichkeiten im Internet sind somit bereits in der ersten Dimension des Zugangs und der einfachen Nutzung von statusspezifischen und demografischen Ungleichheiten geprägt.

3.2.2. Sekundäre Dimension

Die sekundäre Dimension umfasst die Fähigkeiten im Umgang mit dem Internet und den internetbasierten Diensten (vgl. Rudolph 2018: 209). Auch hier gibt es Unterschiede in der Nutzung aufgrund von sozioökonomischen und demografischen Aspekten (vgl. ebd.: 211). Die verschiedenen Nutzungstypen können in Kommunikation, Information, Service und Unterhaltung klassifiziert werden (vgl. ebd.: 213). Menschen mit höherem Bildungskapital nutzen das Internet mehr im Bereich von Information und Service, während Menschen mit niedrigerer Bildung eine stärkere Internetnutzung im Bereich der Unterhaltung aufweisen (vgl. ebd.). Es ist der Ausdruck eines Lebensstils, welcher unter anderem von der sozialen Position in der Gesellschaft abhängt, der den Nutzungstyp beeinflusst (vgl. ebd.: 214). Weiter kann ein Unterschied im Hinblick auf die Nutzung des Internets als Selbstaussdruck und die Aufrechterhaltung sozialer Beziehungen auf der einen Seite, sowie informationelle und kommunikative Aktivitäten mit Bezug zu Arbeit und institutionellen Rollen auf der anderen Seite, festgestellt werden (vgl. ebd. 215). Auch hier ist ein Zusammenhang von höherem Bildungskapital und sozialem Status und der stärkeren Nutzung im Bereich der institutionellen Information und Kommunikation festzustellen (vgl. ebd.).

Diese kurz gehaltene Einteilung in zwei Dimensionen der digitalen Ungleichheiten dient zur Einleitung und Orientierung. Im Folgenden wird gezielt auf die digitalen Ungleichheiten bei Jugendlichen eingegangen, da diese für die Jugendarbeit in Bezug auf digitale Partizipation von grösster Bedeutung sind.

3.2.3. Digitale Ungleichheiten bei Jugendlichen

Ausgangspunkt für die Beobachtung von digitalen Ungleichheiten sind die unterschiedlichen Zugangs- und Nutzungsweisen von Jugendlichen (vgl. Kutscher 2012: 34). Die faktische Funktion von digitalen Medien ist von den Aufmerksamkeits- und

Navigationsentscheidungen der Nutzenden abhängig (vgl. ebd.). Die Interessen, Fähigkeiten und Möglichkeiten der Nutzenden sowie das Angebot im Internet bilden die habitualisierten Nutzungspraktiken, welche ein ungleiches Nutzungsspektrum zur Folge haben (vgl. ebd.: 35). Durch den soziokulturellen Hintergrund der Jugendlichen lassen sich diese scheinbar subjektiven Nutzungspräferenzen einordnen (vgl. ebd.). Dabei sind die materiellen, kulturellen und sozialen Ressourcen ausserhalb des Internets wie die erworbenen Kompetenzen im Umgang mit Medien, Interessens- und Präferenzmuster, Peer-Strukturen und technische Ressourcen ebenso relevant wie die Erfahrungen, welche die Jugendlichen innerhalb des Internets machen (vgl. ebd.). Nutzungsanforderungen der Internetangebote, deren inhaltliche Ausrichtung sowie die sozialen Dynamiken innerhalb dieser Angebote gehen über die individuelle Medienkompetenz der Nutzenden hinaus (vgl. ebd.). Das medienbezogene Handeln wird von den verfügbaren Ressourcen, aber auch von der lebensweltlichen Relevanz beeinflusst (vgl. ebd.). So kann durch den sozialen Kontext und den damit verbundenen Alltagsrelevanzen der Faktor Zeitvertreib höher gewichtet werden als die Bedeutung seriöser Informationen (vgl. ebd.).

Bei der informationsbezogenen Nutzung des Internets zeigt sich, dass Jugendliche mit formal niedrigem Bildungsstand das Internet seltener für zielgerichtete Recherche und Information einsetzen als Jugendliche mit formal höherem Bildungshintergrund (vgl. Kutscher 2012: 36). Sie bevorzugen eher unterhaltungsorientierte Angebote (vgl. ebd.). Es wird deutlich, dass die Nutzungsmotive je nach Bildungsstand der Jugendlichen variiert (vgl. ebd.). Während Jugendliche mit niedrigem Bildungshintergrund im Internet häufiger ihren Musik-, Spiel-, Film- und Fernsehpräferenzen nachgehen, nutzen Jugendliche mit höherem Bildungsgrad das Internet häufiger informationsbezogen und suchen dabei eher nach politischen Informationen und Nachrichten (vgl. ebd.). Daraus sollen keine Schubladisierungen vollzogen werden, jedoch lässt sich festhalten, dass Jugendliche, welche das Gymnasium besuchen, aufgrund ihrer habituellen Orientierung eine qualifikationsorientierte Nutzung eher als zielführend für ihren Alltag sehen (vgl. ebd.: 36f.). Die eher unterhaltungsorientierte Nutzung bei Jugendlichen mit niedrigerem Bildungshintergrund könnte daran liegen, dass sie ihre Teilhabechancen als eingeschränkt einstufen (vgl. ebd.: 37). Die individuellen Lebenswelten und die habituellen Praktiken können dazu führen, dass die Jugendliche ihre digitalen Teilhabechancen als gegeben oder eben nicht gegeben ansehen (vgl. ebd.). Die Internetaktivitäten der Jugendlichen können durch lebensweltlich relevante Orientierungs-

und Verwertungsmuster vorstrukturiert und damit auch die Repräsentanz im Netz auf formaler und inhaltlicher Ebene unterschiedlich sein (vgl. ebd.).

Jugendliche werden oft als eine Gruppe angesehen, welche über das Internet durch Online-Votings, Befragungen oder ähnlichen Beteiligungsformen erreicht und aktiviert werden kann (vgl. Kutscher 2012: 37). Dagegen lässt sich jedoch einwenden, dass diese offenen und an alle Jugendlichen gerichteten Partizipationsmöglichkeiten vor allem jene Jugendlichen wahrnehmen, welche eher nicht zu den Benachteiligten zu zählen sind, sowohl innerhalb als auch ausserhalb der digitalen Welt (vgl. ebd.: 38). Es sollte reflektiert werden, ob die angebotenen Orte, Formen und Themen auch tatsächlich voraussetzungslos und niederschwellig sind (vgl. ebd.). Weiter werden bei Beteiligungsaktionen oftmals bildungsbürgerliche Problemthematisierungen angesprochen, um die Jugendlichen auf zivilgesellschaftliches Engagement und Auseinandersetzung mit der Demokratie aufmerksam zu machen (vgl. ebd.). Dabei werden die Alltagsprobleme von Jugendlichen aussenvorgelassen und die sozialen Benachteiligungen nur ansatzweise miteinbezogen (vgl. ebd.). Die Verfügbarkeit sozialer Fertigkeiten der Jugendlichen, die es ihnen erlauben, sich virtuell zu beteiligen und mitzuwirken, also ihre Interessen zu verwirklichen, ist an soziale Bedingungen geknüpft (vgl. ebd.). Jugendliche mit niedrigem Bildungshintergrund sind im Web 2.0 eher an Aktivitäten beteiligt, welche sich auf die Bereiche Musik, Foto-Uploads und Video beziehen (vgl. ebd.). Diese Form von Beteiligung unterscheidet sich von einer aktiv-gestalteten Mitgliedschaft beispielsweise in Communitys, die eigene Interessen organisier- und durchsetzbar macht (vgl. ebd.). Sozial benachteiligte Jugendliche haben folglich auch im Web 2.0 niedrigere Teilhabechancen als Jugendliche mit höherem Bildungshintergrund und grösserer Ausstattung an Kapitalien (vgl. ebd.).

Durch die unterschiedlichen Nutzungsweisen bewegen sich die Jugendlichen mit unterschiedlichen Motiven unter unterschiedlichen Voraussetzungen in unterschiedlichen virtuellen Räumen (vgl. Kutscher 2012: 39). Soziale Grenzüberschreitungen finden auch im Internet kaum statt, virtuelle Kommunikationsräume stellen oft exklusive Gemeinschaften dar (vgl. ebd.). So kann ein Internetangebot durch seine Inhalte oder seine medialen Formen implizit oder explizit einen Nutzungstyp adressieren (vgl. ebd.: 40). Dies führt dazu, dass das Angebot faktisch nicht mehr für alle offen ist, da sich gewisse Jugendliche mit ihren Interessen nicht zugehörig fühlen (vgl. ebd.). Implizit oder explizit angesprochene Nutzungsgruppen dominieren die Angebote, während andere sich nicht als Nutzende etablieren (vgl. ebd.). Informelle Prozesse und Praxen strukturieren Räumlichkeiten, soziale

Strukturen bedingen auch in der digitalen Welt Handlungen (vgl. ebd.). Bei Internetangeboten, welche bestimmte Nutzungsweisen oder bestimmte Inhalte bedient und ermöglicht, werden jene Menschen mit anderen Nutzungsgewohnheiten exkludiert (vgl. ebd.). Verortungen im virtuellen Raum sind nicht das Resultat zufälliger individueller Präferenzen, sondern das Ergebnis ressourcen- und alltagskontextabhängiger Positionierungen im sozialen Raum (vgl. Kutscher 2012: 40). Dies bedeutet, dass sich selbst in Internetseiten, die alle Jugendlichen gleichermaßen ansprechen und erreichen wollen, formal höher gebildete Jugendliche wiederfinden und sich andere Gruppen darin nicht etablieren können (vgl. ebd.).

Für die Jugendarbeit stellt sich somit vor dem Hintergrund der beschriebenen sozialen Ungleichheiten die Frage, wie das Teilhabeproblem im Kontext der Mediennutzung bearbeitet werden kann (vgl. Kutscher 2012: 40f.). Ein breiter Zugang, der die individuellen Fähigkeiten und die Verwirklichungschancen aller Jugendlichen mit einbezieht, muss angestrebt werden (vgl. ebd.: 41). Denn die Grundlegungen der Ungleichheiten liegen in den lebensweltlichen Zusammenhängen der Jugendlichen (vgl. ebd.). Wenn die Jugendlichen mit ihren Ausgangsbedingungen, Möglichkeiten, Interessen und Notwendigkeiten im Mittelpunkt der medienpädagogischen Jugendarbeit stehen, können Teilhabe und Partizipation in der digitalen Welt realisiert werden (vgl. ebd.). Allerdings müssen sich auch die Professionellen bezüglich ihrer eigenen habituellen Prägung reflektieren, um nicht selbst implizit durch ihre Handlungsweisen Ungleichheit zu reproduzieren (vgl. ebd.). Eine Jugendarbeit, welche den medialen Alltag der Jugendlichen zum Ausgangspunkt ihrer Arbeit macht und die Dimensionen sozialer Ungleichheiten fokussiert, kann Benachteiligung überwinden und digitale Teilhabe ihrer Klientel ermöglichen (vgl. ebd.).

Die digitale Transformation mit ihren Partizipationsmöglichkeiten und -Herausforderungen beeinflusst die Soziale Arbeit und ihre Handlungsfelder. Wie die Jugendarbeit darauf reagiert und mit welchen Methoden sie digital arbeitet, wird im nächsten Kapitel behandelt.

4. Digitale Jugendarbeit

In der digitalen Jugendarbeit besteht sowohl in methodischer wie auch in theoretischer Hinsicht Entwicklungsbedarf (vgl. Neuburg/Kühne/Reicher 2020: 168). Einerseits weil Jugendarbeitende ihr Wissen zu digitaler Jugendarbeit selbst aneignen und nur in geringem Ausmass auf während der Ausbildung erworbenen Kompetenzen zurückgreifen können (vgl. ebd.). Andererseits fehlt bei institutionellen Richtlinien oder Konzepten der Einrichtung

häufig die Arbeit mit sozialen Medien (vgl. ebd.). Dennoch sind viele Einrichtungen der Jugendarbeit in digitalen Räumen wie Instagram oder Messengerdienste unterwegs, da sich die Lebenswelt der Jugendlichen längst auch auf die digitale Welt ausgeweitet hat (vgl. ebd.: 168f.). Der digitale Raum ist in der Jugendarbeit zu einem weiteren Handlungsfeld geworden, was nach professionellen Ansätzen verlangt, die der Logik und Funktionsweise dieser virtuellen Räume Rechnung tragen (vgl. ebd.: 169).

Digitale Räume sind nicht separat von Begegnungsräumen in der physischen Welt zu verstehen, sondern vielmehr in ihrer Verschränkung (vgl. Neuburg et al. 2020: 169). Einrichtungen der Jugendarbeit müssen in ihren Konzepten bei der Sozialraumanalyse auch die virtuellen Räume miteinbeziehen (vgl. ebd.). Denn die digitalen Räume sind wichtige neue räumliche Dimensionen, welche von den Jugendarbeitenden genutzt werden sollten, um mit ihrer Zielgruppe in Kontakt zu treten und Beziehung aufzubauen (vgl. ebd.).

Digitale Jugendarbeit lässt sich in zwei Hauptfelder unterteilen, der Medien-bezogenen Jugendarbeit und der Medien-vermittelten Jugendarbeit (vgl. Neuburg et al. 2020: 170). Im ersten Fall geht es um Massnahmen und Aktionen, die Medien zum Thema der Intervention machen, während im zweiten Fall die Jugendarbeit sich in ihrem Handeln digitaler Medien bedient (vgl. ebd.). Die zwei Hauptbereiche können in je zwei Unterbereiche gegliedert werden (vgl. ebd.: 171). Bei der Medien-bezogenen Jugendarbeit sind dies die Medienpädagogische Arbeit und die Kreativ-transformative Medienarbeit (vgl. ebd.). Die Medienpädagogische Arbeit zielt auf die Vermittlung von Kompetenzen ab, die einen reflektierten Umgang mit medialen Angeboten ermöglichen, sowie auf Interventionen, welche auf das Risikobewusstsein der Internetnutzung von Jugendlichen abzielen (vgl. ebd.). Die Kreativ-transformative Medienarbeit vermittelt Fähigkeiten, die Jugendlichen eine aktive Gestaltung medialer Angebote und virtueller Räume erlauben (vgl. ebd.). Die Medien-vermittelte Jugendarbeit wird in die Unterbereiche Information und Dissemination und Online-Interaktion und -Intervention (vgl. ebd.). Beim Unterbereich Information und Dissemination geht es um die Öffentlichkeitsarbeit und beispielsweise das Werben für spezielle Angebote (vgl. ebd.). Bei der Online-Interaktion und -Intervention wird mit Jugendlichen in sozialen Netzwerken interagiert und kommuniziert (vgl. ebd.). Durch diese Einteilung der digitalen Jugendarbeit können Veränderungen oder der Ausbau eines Bereichs bewusster geplant und gestaltet werden (vgl. ebd.).

In der virtuell-aufsuchender Jugendarbeit werden Social Media Plattformen und Gruppen auf Messengerservices aufgesucht, sogenannte Online-Streetwork (vgl. Neuburg et al. 2020: 170). Klassische aufsuchende Jugendarbeit wird dabei von der virtuell-aufsuchenden Jugendarbeit ergänzt, was zum Vorteil hat, dass mehr Jugendliche erreicht werden können (vgl. ebd.). Bei den meisten Jugendlichen sind die Grenzen zwischen der online und der offline Lebenswelt nicht mehr klar zu ziehen, da durch das Smartphone und anderen mobilen Geräten das Internet in das Alltagshandeln integriert wird (vgl. ebd.: 172).

Die Rolle des Internets hat auch auf die Radikalisierungsverläufe von Personen, die beispielsweise nach Syrien oder in den Irak auswandern, einen grossen Einfluss (vgl. Neuburg et al. 2020: 172). So werden Jugendliche mittels neosalafistische oder jihadistische Propaganda auf Social Media Plattformen angesprochen (vgl. ebd.). Jihadistische Propagandamedien können mittlerweile kaum mehr über offizielle Accounts auf Social Media ihre Inhalte teilen, weshalb oft auf geschlossene Telegram-Kanäle und Gruppen ausgewichen wird (vgl. ebd.). Von diesen geschlossenen Kommunikationsräumen können die Inhalte durch unterschiedliche Accounts auf Plattformen wie Twitter, YouTube oder Instagram hochgeladen und somit zum Downloaden bereitgestellt werden (vgl. ebd.). Auch wenn die Plattformen diese Inhalte wieder entfernen, werden sie in der Zwischenzeit vielfach geteilt, heruntergeladen und mit anderen Accounts wieder hochgeladen (vgl. ebd.). Neosalafistische Propagandamedien sind meist im legalen Rahmen unterwegs und laden daher ihre Inhalte direkt auf die gängigen Social Media Plattformen hoch (vgl. ebd.). Um mehr Reichweite zu erlangen, werden Strategien der Verschlagwortung und der Platzierung verwendet (vgl. ebd.). Diese Propagandamedien organisieren sogenannte Social Media Operations, um mit einer spezifischen ideologischen Rahmung an (muslimische) Mainstream-Diskurse und den Lebenswelten von Jugendlichen anzuknüpfen (vgl. ebd.). Durch diese ausgeklügelten Strategien können Jugendliche auch durch harmlose, unpolitische Suchanfragen oder mittels Algorithmus auf extremistische Inhalte und Netzwerke stossen (vgl. ebd.).

Digitale Jugendarbeit, und damit auch virtuell-aufsuchende Jugendarbeit, ist also ein relevanter Arbeitsbereich in der Jugendarbeit (vgl. Neuburg et al. 2020: 173). Durch Methoden der virtuell-aufsuchenden Jugendarbeit, auch Online-Streetwork genannt, sollen im Netz auch schwer erreichbare Gruppen von Jugendlichen erreicht und eine Kommunikationsbasis aufgebaut werden (vgl. ebd.). Virtuell-aufsuchende Jugendarbeit kann sich durch verschiedene Projekte auf sozial benachteiligte und im Hinblick auf einen

Radikalisierungsverlauf auf besonders gefährdete Jugendliche fokussieren (vgl. ebd.). Dies ist wichtig, um einerseits Partizipation aller Jugendlichen zu ermöglichen, andererseits, um sogenannte Echoräume und Blasen zu durchbrechen (vgl. ebd.). Echoräume entstehen, wenn innerhalb Sozialer Medien die Nutzenden einschliesslich mit anderen Personen interagieren, welche dieselben ideologischen Einstellungen vertreten, und Content konsumieren, der sie in ihren Einstellungen bestärkt (vgl. ebd.). Der ganze digitale Raum scheint die eigenen Einstellungen und Ideologien zu bestätigen, und die Algorithmen in der Sozialen Medien verstärken diesen Mechanismus (vgl. ebd.). Dies kann zu Radikalisierungsprozesse unten den Jugendlichen führen (vgl. ebd.).

4.1.Methoden der virtuell-aufsuchenden Jugendarbeit

Die vier Methodenbausteine Streetwork, individuelle Beratung und Unterstützung, Gruppen- und Cliquenarbeit sowie Gemeinwesenarbeit werden am Beispiel sozialer Netzwerke, die beliebte Aufenthaltsorte der Jugendlichen sind, aufgezeigt (vgl. Bollig 2015: 49).

Beim Streetwork ist das gezielte Aufsuchen im öffentlichen Raum gemeint, welches der Kontaktaufnahme, der Kontaktpflege sowie dem Kennenlernen lebensweltlicher Erfahrungen und der Gewinnung von Kenntnissen über Orte und Gesellungsformen von Jugendlichen dient (vgl. Bollig 2015: 49). Die Jugendarbeitenden zeigen mit ihrer Online-Präsenz Interesse an den digitalen Lebenswelten der Jugendlichen und erstellen ein freiwilliges und niederschwelliges Kontaktangebot, über dessen Verlauf und Intensität die Jugendlichen entscheiden (vgl. ebd.: 49f.). Beim Online-Streetwork werden bereits durch die Kontaktaufnahme personenbezogene Daten generiert (vgl. ebd.: 50). Auch wenn die Jugendarbeitenden nicht für das Handeln und die Inhalte der Jugendlichen verantwortlich sind, gilt es im Zusammenhang mit Selbst- und Fremdgefährdung wenn nötig einzuschreiten und das Gespräch zu suchen (vgl. ebd.).

Individuelle Beratung und Unterstützung kann auch im digitalen Raum stattfinden (vgl. Bollig 2015: 50). Digitale Jugendarbeit kann dabei als ergänzendes Kommunikationsmittel fungieren, der Kontaktpflege dienen oder zur Bekanntgabe von informativen und unterstützenden Angeboten nützlich sein (vgl. ebd.). Im Zentrum steht die Begleitung von Alltags- und Problembewältigung der Jugendlichen, bei Bedarf sind Jugendarbeitende verlässliche Ansprechpartner*innen (vgl. ebd.). Mit den Jugendlichen muss jedoch im Vorfeld geklärt werden, was über welchen Kanal kommuniziert wird, einerseits im Sinne der

Transparenz, andererseits aus datenschutztechnischen Gründen (vgl. ebd.). Den Professionellen muss bewusst sein, dass jede Tätigkeit in der digitalen Welt personenbezogenes Datenmaterial erzeugt (vgl. ebd.).

Da die Jugendlichen vermehrt den virtuellen Raum zum Austausch, zur Organisation und zur Vernetzung nutzen, setzt die Gruppen- und Cliquenarbeit an bereits bestehende Gruppen und Cliquen an, begleitet sie und bietet eine Austausch-, Informations- Beteiligungsplattform (vgl. Bollig 2015: 50f.). Es können anlass- und projektbezogene Gelegenheiten geschaffen und Angebote für Gruppen aufgebaut werden, woraus sich auch wieder neue Gruppen bilden und zusammensetzen können (vgl. ebd.: 51). Durch Gruppenfunktionen auf den verschiedenen Plattformen werden die schnelle Weitergabe und die breite Streuung von Informationen und Terminen, die Abstimmung von und Beteiligung an Programmplanungen sowie das Einholen von Meinungen zeitnah umgesetzt (vgl. ebd.).

Durch Gemeinwesenarbeit soll die Schwelle zur Mitwirkung von Jugendlichen an lokalen Meinungsbildungs- und Entscheidungsprozessen gesenkt werden (vgl. Bollig 2015: 51). Die virtuelle Netzwerk- und Öffentlichkeitsarbeit bietet neue Möglichkeiten in Bezug auf Informations- und Lobbyarbeit mit den Jugendlichen (vgl. ebd.). Mit dem Ziel, soziale Integration und gesellschaftliche Teilhabe der Jugendlichen zu stärken und zu fördern, werden mittels e-Partizipationsmöglichkeiten und -formen die aktive Gestaltung des Gemeinwesens durch junge Menschen angestrebt (vgl. ebd.).

4.1.1. Online-Kontaktaufnahme

Die Kontaktformen der aufsuchenden Jugendarbeit lassen sich auch auf die Methode des Online-Streetwork übertragen (vgl. Neuburg et al. 2020: 173).

Die erste ist die defensive Kontaktform (vgl. ebd.). Jugendarbeitende schaffen als unerkannte Beobachtende oder Teilnehmende Bedingungen, um von den Jugendlichen angesprochen zu werden (vgl. ebd.). Dadurch verschaffen sich die Jugendarbeitenden einen Überblick. Nun werden Videos oder Fotos durch geschickte und gezielte Titelung und Platzierung, stets mit Blick auf die Interessen der Jugendlichen, in deren digitale Lebenswelt getragen (vgl. ebd.). Mit szenenrelevanten Hashtags versehen, können Beiträge in relativ geschlossene Blasen getragen werden (vgl. ebd.). Bei dieser Kontaktform entscheiden die Jugendliche selbst und auf freiwilliger Basis, ob sie mit den Jugendarbeitenden in Interaktion treten (vgl. ebd.: 174).

Die zweite Kontaktform ist die indirekte Kontaktaufnahme (vgl. Neuburg et al. 2020: 174). Dabei suchen die Jugendarbeitenden den Kontakt zu einer Person, welche ihnen bereits bekannt ist (vgl. ebd.). Über diese Person wird eine grössere Gruppe von Jugendlichen erreicht (vgl. ebd.). Nutzende markieren ihre Freund*innen unter Beiträgen der Jugendarbeit oder auf den Kanälen von Projekten (vgl. ebd.). Eine gewisse Bekanntheit und Präsenz bei den Jugendlichen, sowohl online wie offline, ist von Vorteil (vgl. ebd.).

Die letzte Kontaktform ist die offene Kontaktaufnahme (vgl. Neuburg et al. 2020: 174). Die Jugendarbeitenden initiieren die ersten Kontakte selbst und versuchen dabei, ihr Vorhaben, ihre Rollen und Funktionen sowie die soziale Einrichtung, für die sie arbeiten, bekannt zu machen (vgl. ebd.). Dabei werden Jugendliche von den Jugendarbeitenden in szenenrelevanten Gruppen, Seiten, Kanälen und Gruppenchats erreicht (vgl. ebd.).

4.2.Chancen und Herausforderungen

Angebote und Methoden der Jugendarbeit im digitalen Raum werden immer wie relevanter, sie sind eine wichtige Ergänzung zu bestehenden Angeboten im analogen Raum (vgl. Neuburg et al. 2020: 176). Durch die digitale Jugendarbeit können auch Jugendliche erreicht werden, die auf andere Weise nicht oder nur schwer zu erreichen sind (vgl. ebd.). Von grossem Vorteil ist es auch, analoge und virtuelle Räume verschränkt zu denken, um Angebote und Projekte sowie aufsuchende Arbeit breiträumig abzudecken (vgl. ebd.). Die Verknüpfung analoger und digitaler Angebote wird auch Blended Streetwork genannt (vgl. ebd.). Ein Streetwork Angebot in einem bestimmten analogen Raum hat eine digitale Entsprechung (beispielsweise mit einem digitalen Gesprächsangebot (vgl. ebd.). Ausserdem ergänzen sich beide Bereiche konzeptionell und stehen somit nicht in Konkurrenz zueinander (vgl. ebd.).

Visuell-aufsuchende Jugendarbeit kann einen Beitrag zum Ausgleich und Abbau sozialer Ungleichheit leisten, indem sie sich an den Lebenswelten der Jugendliche orientiert (vgl. Bollig 2015: 51). Dabei stehen die Jugendlichen selbst sowie ihr Internetnutzungsverhalten im Mittelpunkt (vgl. ebd.). Ist eine Beziehung zu den Jugendlichen aufgebaut, kann gemeinsam entschieden werden, ob online weiter gearbeitet werden soll oder ob es einen Transfer in analoge Strukturen braucht (vgl. Neuburg et al. 2020: 177). Natürlich kann es bei der gemeinsamen Weiterarbeit auch eine Mischform geben.

Der Vorteil von digitalen Räumen ist es, dass dadurch eine lokal nicht begrenzte Zielgruppe angesprochen werden kann (vgl. Neuburg et al. 2020: 177). Durch den Einsatz von Hashtags und Schlagwörtern kann eine spezifische Interessensgruppe direkt adressiert werden, wodurch gewährleistet wird, dass Jugendliche auch in ihren digitalen Blasen erreicht werden können (vgl. ebd.).

Eine besondere Herausforderung im digitalen Raum stellt der Datenschutz dar. Digitale Jugendarbeit muss einerseits die rechtlichen Rahmenbedingungen einhalten, andererseits müssen die Jugendarbeitenden wie auch im analogen Raum eine ethisch vertretbare Haltung einnehmen (vgl. Neuburg et al. 2020: 177). Die ungewollte und unkontrollierbare Datenproduktion besteht eben nicht nur aus Daten, welche die Nutzenden bewusst einstellen oder durch die Auswertung von bereits erhobenen Daten generiert werden, sondern auch durch Daten, welche von Dritten online gestellt werden, also auch von Internetaktivitäten anderer Menschen (vgl. Bollig 2015: 52). Es gilt im Thema Datenschutz verantwortungsvolle Lösungen zu entwickeln und umzusetzen (vgl. Neuburg et al. 2020: 177). Dabei ist es von grosser Bedeutung, dass die Jugendarbeitenden ein klares und professionelles Rollenverständnis sowie die Fähigkeit einer kritisch-reflexiven Auseinandersetzung mit dem eigenen Mediennutzungsverhalten haben (vgl. Bollig 2015: 52). Denn nicht nur Jugendliche, sondern auch Professionelle können sich im digitalen Raum unangemessen verhalten (vgl. ebd.).

Die Kommunikation und Interaktion im digitalen Raum kann sich auf die Beziehungsqualität auswirken, da der Kontakt meist oberflächlicher ist als im analogen Raum (vgl. Bollig 2015: 52). Zudem können durch die schriftliche Kommunikation Missverständnisse entstehen, wobei die begrenzte Artikulationsfähigkeit der Jugendlichen oder deren Kommunikationsstil mit Abkürzungen und Anglizismen zum Ausdruck kommt (vgl. ebd.).

Die Aufgabe der Jugendarbeit ist es, sich diesen Chancen und Herausforderungen der digitalen Welt zu stellen und ihre Konzepte, Rahmenbedingungen, Arbeitsbereiche, Angebote und Projekte wenn nötig anzupassen oder neu zu gestalten. Eine völlige Negation der Kommunikationsmöglichkeiten der digitalen Medien würde dem Auftrag der Sozialen Arbeit entgegenstehen (vgl. Neuburg et al. 2020: 177). Es sind begründete Qualitätsstandards zu formulieren, um eine Balance zwischen der pragmatischen Nutzung und den bestehenden Risiken zu finden (vgl. Bollig 2015: 53).

Die Jugendarbeitenden sind aufgefordert, sich aktiv mit den digitalen Lebenswelten der Jugendlichen auseinanderzusetzen und vertraut zu machen, sowie fortlaufend digitale Kompetenzen zu erarbeiten und anzueignen (vgl. Neuburg et al. 2020: 178). Auf diese Weise gewährleistet die Jugendarbeit die Anschlussfähigkeit zu den Lebenswelten der Jugendlichen (vgl. ebd.).

Zuletzt gilt es festzuhalten, dass die Forschung zu «Soziale Arbeit in digitalen Räumen» erst am Anfang steht (vgl. Neuburg et al. 2020: 178). Es bedarf weiterer Schritte und Forschungsprojekte, um die Praxis mit der Theorie in Verbindung zu bringen und umgekehrt (vgl. ebd.). Für die Forschung und die Praxis stellt dabei die Schnelllebigkeit der digitalen Medien eine besondere Herausforderung dar (vgl. ebd.). Im folgenden Kapitel wird ein erstes theoretisches Konzept zur Jugendarbeit in einem mediatisierten Umfeld dargelegt, welches 2019 von Rösch vorgelegt wurde.

5. Theoretisches Konzept zur mediatisierten Jugendarbeit

Medien sollen ein selbstverständlicher Teil pädagogischen Handelns in der Jugendarbeit werden (vgl. Rösch 2019: 139). Dabei ist es von grösster Bedeutung, dass der Praxis der Jugendarbeit eine konzeptionelle Basis zur Verfügung steht, mit der es möglich ist, Angebote so zu gestalten, dass Jugendliche angesichts der Mediatisierung ihrer Lebenswelt in ihrem Heranwachsen begleitet werden können (vgl. ebd.). Rösch (2019: 144) formuliert die Zielvorstellung der Jugendarbeit als die Unterstützung der Jugendlichen bei der konkreten Identitätsarbeit (und somit auch bei der Sozialraumkonstitution). Dabei geht es auch um die grundlegende Fähigkeit, lebenslang die Identität und die eigenen sozialräumlichen Bezüge an die sich verändernden Rahmenbedingungen anzupassen (vgl. ebd.).

5.1. Pädagogik des Jugendraums

Durch diese Zielsetzung stellt sich demnach die Frage, wie auf der pädagogischen Ebene an der Realisierung gearbeitet werden kann (vgl. Rösch 2019: 145). Zum einen ist die Begleitung des Aneignungsprozesses zentral, zum anderen die Beeinflussung der Räumlichkeit (vgl. ebd.). Bei der Aneignung eignet sich das Subjekt durch ständige Auseinandersetzung mit seiner Umwelt die Gegenstandsbedeutungen menschlicher Produkte an (vgl. ebd.). Dieser Prozess umfasst alle für das Subjekt handlungsrelevante Gegenstände, in deren Zentrum der Themenkern steht (vgl. ebd.). Die restlichen Aspekte der Objekte bilden

das Themenfeld, welches sich bis zum Aussenhorizont erstreckt, an dem die Aufmerksamkeit und somit auch die Situation endet (vgl. ebd.). Die Aspekte innerhalb des Themenfeldes bilden die weiteren Potenziale des Aneignungsprozesses (vgl. ebd.). Eine Pädagogik des Jugendraums kann hier anknüpfen und den Aneignungsprozess durch Reflexion öffnen (vgl. ebd.). Somit kann der Themenkern, aber auch die anderen Aspekte des Themenfeldes, also die Möglichkeitsbereiche der Aneignung, bewusst gemacht und damit deren thematischer Raum eröffnet werden (vgl. ebd.). Die Subjekte können sich die weiteren Handlungsmöglichkeiten der gesamten Situation erschliessen (vgl. ebd.). Weiter kann durch einen Standort- oder Themenwechsel der Aussenhorizont und somit die Aufmerksamkeit erweitert oder verschoben werden (vgl. ebd.). Dadurch können andere Aspekte der handlungsrelevanten Gegenstände oder auch andere Objekte zu einem Teil der Situation machen (vgl. ebd.). Die inhaltliche Ebene soll dabei mit der räumlichen Ebene zusammengebracht werden (vgl. ebd.).

Rösch (2019: 145) geht davon aus, dass das Prinzip der Aneignung auch innerhalb einer mediatisierten Gesellschaft seine Gültigkeit beibehält. Die Handlungssituation ist dabei weitgehend mediatisiert (vgl. ebd.). Jugendliche kommunizieren, orientieren, informieren und präsentieren sich über Medien, um an ihrer Identität zu arbeiten (vgl. ebd.: 145f.). Da das Alltagshandeln von Medien durchdrungen ist, sind die Tätigkeiten der Subjekte medienbezogen und dadurch auch die Gegenstände des Aneignungsprozesses mediatisiert (vgl. ebd.: 146).

Der Sozialraum ist der zweite Ansatzpunkt sozialräumlicher Jugendarbeit (vgl. Rösch 2019: 146). Er bildet die äussere Dimension der Identitätsarbeit, in der die Subjekte Handlungsfähigkeit herstellen und an ihrer Integration arbeiten (vgl. ebd.). Zudem können die Subjekte im Sozialraum durch Kommunikation mit anderen Subjekten Identitätswürfe diskutieren und mit Bedeutung versehen (vgl. ebd.). Somit finden auch im Sozialraum, der die Möglichkeiten der Handlungssituation beeinflusst, Aneignungsprozesse statt (vgl. ebd.). Der Sozialraum wird in einem Handlungsprozess von den Subjekten konstituiert (vgl. ebd.). Lebewesen und Objekte sowie ihre Beziehungen zueinander bestimmen folglich den Raum (vgl. ebd.). Soziale Güter können sowohl materiell wie auch symbolisch sein (vgl. ebd.). Neben den Lebewesen und den Gütern fließen auch strukturelle Elemente in die Raumkonstitution mit ein (vgl. ebd.). Sozialraum ist einerseits das Ergebnis einer kognitiven Konstruktionsleistung, andererseits eine Repräsentation sozialer Ordnung (vgl. ebd.). Raum

ist somit Bedingung und Resultat sozialer Prozesse, welche auch mediatisiert sein können (vgl. ebd.).

Durch dieses Raumverständnis wird die Trennung zwischen materieller und sozialer Welt aufgehoben (vgl. Rösch 2019: 146). Sozialräume sind nicht physisch abgeschlossene Orte, sie können sich stattdessen verändern, sich bewegen (vgl. ebd.). Ein Mensch kann sich gleichzeitig in mehreren Räumen aufhalten, und mehrere Räume können an einem Ort konstruiert werden (vgl. ebd.). Mediatisierte, flüchtige und nichtterritoriale Räume werden durch diesen Raumbegriff fassbar (vgl. ebd.). Der zentrale Ansatzpunkt der Pädagogik des Jugendraums ist somit nicht das Vermitteln und Zurverfügungstellen von Räumen, sondern die Begleitung der Sozialraumkonstruktion (vgl. ebd.: 147). Jugendarbeitende können den Jugendlichen lediglich Orte zur Verfügung stellen, die Konstruktion der für sie relevanten Räume nehmen die Jugendlichen aber selbst vor (vgl. ebd.). Die Konstitution des Sozialraums selbst ist als Aneignungsprozess anzusehen (vgl. ebd.). Somit kann die Pädagogik des Jugendraums an der Handlungssituation ansetzen und neue Möglichkeiten erschliessen (vgl. ebd.). Jugendarbeit kann einerseits Freiräume schaffen, innerhalb derer Sozialräume konstituiert werden können, und andererseits Jugendliche dabei unterstützen, neue Bausteine zu entdecken, welche diese bei ihrer Sozialraumkonstruktion berücksichtigen können (vgl. ebd.). Zudem geht es bei der äusseren Dimension von Identitätsarbeit um Passungs- und Verknüpfungsarbeit (vgl. ebd.). Die Jugendarbeit muss sich zur Aufgabe machen, das soziale Handeln und die Beziehungsarbeit von Jugendlichen zu begleiten (vgl. ebd.). Um Zuge der Mediatisierung sind die selbst konstruierten Sozialräume der Jugendlichen hybride, individuelle Konstruktionen, bei denen die Bausteine und ihre Beziehungen zueinander mediatisiert sein können (vgl. ebd.).

Nachdem die beiden Strategien der Pädagogik des Jugendraums dargelegt wurden, geht es im nächsten Unterkapitel darum, wie diese in Anbetracht der Mediatisierung konkretisiert werden können.

5.2. Konkretisierungsschritt

Anknüpfungspunkte hierfür können die Prinzipien der Referentialität und der Gemeinschaftlichkeit bieten (vgl. Rösch 2019: 148). Diese geben einen Hinweis darauf, wie die Jugendarbeit Impulse für mediatisierte Aneignungsprozesse geben kann (vgl. ebd.). Bei der Referentialität werden vom Subjekt Bezüge aus individuell relevanten Informationen aus

der vorhandenen, unüberschaubaren Informationsmenge hergestellt, um so die eigene Position in der Welt zu bestimmen (vgl. ebd.). Zuerst findet die Auswahl oder der Verweis auf entsprechende Informationen statt, danach werden diese in einen Zusammenhang gebracht und mit eigener Bedeutung versehen, um schliesslich Aspekte hinzuzufügen oder verändern und damit die Bedeutung weiterzuentwickeln (vgl. ebd.). Dieser Aneignungsprozess findet in einem mediatisierten Sozialraum statt, wobei die Informationssuche, die Referenzierung und die Verfremdung vorgenommen werden und die Subjekte die verschiedenen Aspekte des Raumes aus ihrer Sicht passend in den Prozess einbinden (vgl. ebd.). Relevant für die Informationsauswahl können einerseits eigene Erlebnisse, Objekte oder Informationen aus dem physischen Raum sein, die in Form von Fotos, Videos oder Texten mediatisiert werden, andererseits Medienprodukte von Peers, Stars oder sonst wo aus dem Internet (vgl. ebd.). Über Social Media kann die Referenzierung und die Verfremdung stattfinden, indem die Informationen mit anderen geteilt und mit eigenen Kommentaren oder weiteren Fundstücken versehen und eingeordnet werden (vgl. ebd.). Mediatisierte physische Gegenstände ergänzen sich mit digitalen Produkten, Handlungen in der physischen Welt werden mit medialen Tätigkeiten verbunden (vgl. ebd.). Die Gemeinschaftlichkeit erlaubt es, einen Zugang zu Ressourcen zu ermöglichen, Wissen und Handlungsmöglichkeiten zu generieren sowie die Reflexion der eigenen Praxis zu ermöglichen (vgl. Rösch 2019: 148). Im Jugendalter kommen gemeinschaftliche Formationen meist in Peergroups zustande, die sich vorwiegend aus Kontakten aus dem physischen Raum zusammensetzen (vgl. ebd.). Über mediatisierte Kommunikation werden sie weitergeführt und gepflegt, ergänzt durch Kontakte von Internetplattformen (vgl. ebd.). Soziale Handlungen und Aneignungsprozesse verbinden auf unterschiedliche Weise verschiedene Aspekte von mediatisierter Kommunikation und den physischen Raum (vgl. ebd.).

Es wurde dargelegt, dass zum einen die Handlungssituation selbst mediatisiert ist, zum anderen auch die Gegenstände und Tätigkeiten mediatisiert sein können (vgl. Rösch 2019: 148f.). Ausserdem sind die Sozialräume von Jugendlichen als hybride Konstrukte anzusehen, bei denen die Bausteine wie auch die Beziehungen mediatisiert sind (vgl. ebd.: 149). Somit müssen die pädagogischen Interventionen einer lebensweltorientierten Jugendarbeit in gleichem Masse mediatisiert sein (vgl. ebd.). Folgende Schlüsse können aus dem Konkretisierungsschritt hin zur Pädagogik des Jugendraums gezogen werden:

Da die sozialräumliche Jugendarbeit sich auf eine mediatisierte Lebenswelt von Jugendlichen bezieht, müssen die Interventionen der Jugendarbeit ebenfalls mediatisiert sein (vgl. Rösch 2019: 149). Dies betrifft einerseits die alltägliche Beziehungsarbeit, andererseits auch konkrete Angebote und Projekte (vgl. ebd.). Medienhandeln und mediatisierte Kommunikation sowie Alltagshandeln und Alltagskommunikation stehen dabei gleichberechtigt nebeneinander, genauso wie physische und mediatisierte Räume im pädagogischen Handeln (vgl. ebd.).

Die Medienproduktion sowie die Kombination von Information und Jugendkultur haben eine grosse Bedeutung innerhalb der Identitätsarbeit und in Aneignungsprozessen von Jugendlichen (vgl. Rösch 2019: 149). Wichtige inhaltliche Bezugspunkte einer sozialräumlichen Jugendarbeit sind daher Jugendkultur, Identität und Medienhandeln, aber auch Raum und Beziehungen (vgl. ebd.). Die Kenntnis von jugendkulturellen Codes und aktuellen Kommunikationsphänomenen sind essenziell (vgl. ebd.).

Durch persönliche Kontakte online und offline sowie durch thematische, räumlich orientierte oder auf bestimmte Gruppen bezogene Angebote und Projekte hat die Jugendarbeit einen Bezug zur Sozialraumkonstitution von Jugendlichen und wird Teil ihrer Sozialräume (vgl. Rösch 2019: 149). Dies geschieht auch, wenn die Jugendarbeit oder jugendarbeitsbezogene Erfahrungen auf symbolische Weise Teil der Sozialräume von Jugendlichen werden, beispielsweise durch Erwähnungen, Verweise oder Markierungen von Beiträgen auf Social Media (vgl. ebd.). Die Jugendarbeit kann im Zusammenhang mit der Sozialraumkonstitution somit die Jugendlichen in Beziehungsaufbau und -pflege begleiten (vgl. ebd.).

Auch bei mediatisierten Aneignungsprozessen und Sozialraumkonstruktion setzen sich gesellschaftliche Zusammenhänge und Strukturen fort und müssen berücksichtigt werden, auch bei pädagogischen Interventionen (vgl. Rösch 2019: 149).

Für die Praxis bedeutet dies nun, dass die referenzierten Inhalte und Medienprodukte in mediatisierter Kommunikation zum Gegenstand gemacht werden können, dass durch aktive Medienarbeit gemeinsam Produkte erstellt werden können, sowie dass Erlebnisse im physischen Raum mit Medienprodukten zusammengebracht, medial abgebildet, kommentiert oder reflektiert werden (vgl. Rösch 2019: 150). Durch Interventionen sowohl offline als auch online, die auf die Reflexion des Aneignungsprozesses zielen, können die Möglichkeiten der Situation eröffnet und so das (Medien-)Handeln variiert werden (vgl. ebd.). Dies kann sich in neuen oder veränderten Produkten sowie Referenzen zeigen (vgl. ebd.). Eine grosse

Herausforderung für Jugendarbeitende ist es, in der grossen Dynamik der mediatisierten Kommunikation und der hohen Verschränkung der physischer und der medialen Ebene, Zeitpunkt, Anlass, Ort und Art einer Intervention angemessen zu wählen (vgl. ebd.).

Weiter kann die hybride sozialräumliche Dimension zum Thema gemacht und Inputs beispielsweise zum genutzten Ort wie die Kommunikationsplattform oder das Jugendhaus und seinen Eigenschaften gegeben werden (vgl. Rösch 2019: 150). Auch auf das asymmetrische Machtverhältnis auf gewissen medialen Plattformen kann eingegangen werden, um die Jugendliche dabei in eigenwilliger Nutzung oder durch Impulse in Richtung alternativer, eventuell selbstgestalteter Plattformen zu unterstützen (vgl. ebd.).

Da nun die Strategien der Pädagogik des Jugendraums und ein erster Konkretisierungsschritt in Anbetracht der Mediatisierung dargelegt wurde, werden im Folgenden Bezugspunkte zur Praxis hergestellt.

5.3. Bezugspunkte zur Praxis

Die sinnvolle Integration von Medien in das pädagogische Handeln geschieht einerseits durch die Entwicklung und Erprobung von Praxisansätzen, sowie andererseits durch die Entwicklung von Basiskonzepten und darauf aufbauenden Praxiskonzepten (vgl. Rösch 2019: 150). Um Angebote zu machen, die den Interessen und der Lebenswelt von Jugendlichen am nächsten kommen, sind (Weiter-)Entwicklungen von Praxiskonzepten zentral (vgl. ebd.: 151). Die benötigte Infrastruktur, Weiterbildungen und Unterstützung für Jugendarbeitende sollten aus diesen Konzepten abgeleitet werden können (vgl. ebd.). Bestehende Methoden in der Praxis müssen ergänzt, wenn nötig aber auch adaptiert und verändert werden (vgl. ebd.). Auf die Erfahrung von Jugendarbeitenden sowie bekannte und bewährte Konzepte vor Ort kann aufgebaut werden (vgl. ebd.). Eine Herausforderung bei der Ausarbeitung von Konzepten ist dessen Detailliertheitsgrad (vgl. ebd.: 152). Einerseits ist es erstrebenswert, durch eine detaillierte Ausarbeitung eines Konzepts eine grössere professionelle Verbindlichkeit zu erreichen, andererseits ist es schwierig, angesichts der Dynamik der technischen Entwicklung konkrete von Jugendlichen genutzte Kommunikationsplattformen oder einzelne technische Funktionen auf dem aktuellsten Stand zu halten (vgl. ebd.).

5.3.1. Jugendarbeit als Werkstatt

Die sozialräumliche Jugendarbeit kann bei der individuellen und subjektiven Konstruktion von Sozialräumen der Jugendlichen anknüpfen und sie in diesem Prozess begleiten (vgl. Rösch 2019: 152). Nach wie vor können und sollen den Jugendlichen Orte zur Verfügung gestellt werden, es muss aber von einem eigenwilligen Umgang der Jugendlichen mit ihnen ausgegangen werden (vgl. ebd.). Folglich ist es die Aufgabe der Jugendarbeit, die Jugendlichen bei der Sozialraumkonstruktion und in Anbetracht der Mediatisierung zu begleiten und zu unterstützen (vgl. ebd.). Um diesen Prozess zu unterstützen, kann die Jugendarbeit einen Experimentierrahmen bieten (vgl. ebd.). Die Jugendarbeit fungiert so als eine Art Werkstatt mediatisierter Sozialraumkonstitution, in der Jugendliche Bausteine und Anknüpfungspunkte in allen Formen und Erprobungsmöglichkeiten finden (vgl. ebd.). Jugendliche sollen also in der Praxis der Jugendarbeit vielfältige potenzielle Bausteine vorfinden, welche sie für ihre Sozialraumkonstruktion nutzen können (vgl. ebd.). Dies betrifft sowohl materielle und physische wie auch symbolische und mediale Aspekte und Elemente (vgl. ebd.). Zudem sollten Jugendliche die Möglichkeit haben, Beziehungen aufzubauen, zu gestalten und zu pflegen (vgl. ebd.: 153). Dieses klassische Merkmal und Aufgabe der Jugendarbeit kann in einem mediatisierten Umfeld fortgeführt und erweitert werden (vgl. ebd.). Die Angebote und Projekte der Jugendarbeit sollten somit von genauso mediatisierter Natur sein wie die Lebenswelt der Jugendlichen (vgl. ebd.).

Jugendarbeitende sollten Bedingungen durch entsprechende Angebote, Infrastruktur und auch eigenen Plattformen schaffen, die Gelegenheiten und Freiheiten für das Gestalten von mediatisierten Sozialräumen bieten (vgl. Rösch 2019: 153). Dabei müssen die Erfahrungen und Bedürfnisse der Jugendlichen im Zentrum stehen, um ausschliessende Effekte zu vermeiden (vgl. ebd.). Mediatisierte Angebote dürfen intellektuell geübte Jugendliche nicht bevorzugen, weshalb verschiedene Zugänge, Ausdrucksformen und Ästhetiken miteinbezogen werden müssen (vgl. ebd.).

Ferner sollte die Jugendarbeit Reflexionsanlässe bieten, in die auch die gesellschaftliche Dimension miteinfließen kann und Machtverhältnisse, Ausschlussmechanismen und Hierarchien von Orten reflektiert werden (vgl. ebd.). Somit können den Jugendlichen Handlungsalternativen und zusätzliche Möglichkeiten der Sozialraumkonstruktion aufgezeigt werden (vgl. ebd.).

Auf der technisch-medialen Ebene bedarf es einer angemessenen Ausstattung und Infrastruktur wie entsprechende Geräte (Smartphones, Laptops, Tablets), leistungsstarkes WLAN und spezifische und professionelle Webangebote (vgl. Rösch 2019: 153.). Allerdings müssen diesen Vorhaben konzeptionelle Überlegungen vorangehen, und die Interessen der Jugendlichen müssen erfahren werden, um bestehende Aktivitäten zu unterstützen (vgl. ebd.).

5.3.2. Jugendkulturarbeit

Bei der Jugendkulturarbeit, in der zahlreiche Projekte zu Themen wie Graffiti, Breakdance, Rap oder Poetry Slam auf die Beine gestellt werden, spielt der Sozialraum eine wichtige Rolle (vgl. Rösch 2019: 154). Die Kultur der Digitalität, welche für die Identitätsarbeit und die Aneignungsprozesse der Jugendlichen von grosser Bedeutung ist, ist eine Querschnittsebene jugendkulturellen Handelns und somit auch für die Jugendarbeit sehr bedeutsam (vgl. ebd.).

Jugendliches Medienhandeln sollte konzeptionell mitgedacht und innerhalb eines Angebots begünstigt werden (vgl. Rösch 2019: 154). Der Sozialraumbezug sollte hybriden Charakter haben, in Reflexionen müssen auch Medienprodukte miteinbezogen werden (vgl. ebd.). In der Praxis könnte das konkret bedeuten, dass in einem Graffiti-Angebot mediale Vorerfahrungen von Jugendlichen miteinfließen oder dass auf einer zusätzlichen medialen Ebene virtuelle und physische Fundstücke ausgetauscht und kommentiert werden können (vgl. ebd.).

Die Kultur der Digitalität kann auch als eigener Gegenstandsbereich von Aneignungsprozessen der Jugendlichen angesehen werden (vgl. Rösch 2019: 154). Internetphänomene wie Memes, Sprach- und visuelle Codes, spezifische Formen von Medienhandeln und Gestaltungsprinzipien sind gehören genauso zur Jugendkultur wie spezifische Szenen, beispielsweise Hacker*innen und Youtuber*innen (vgl. ebd.). Die Jugendarbeit kann mittels spezifischer Angebote an einzelne Szenen oder an bestimmte Formen von Medienhandeln anknüpfen und so die Jugendliche in ihren Aneignungsprozessen und in ihrer Identitätsarbeit unterstützen (vgl. ebd.: 154f.).

5.3.3. Prinzipien und Standards

Die bisherigen Prinzipien und Standards der Jugendarbeit bestehen auch im mediatisierten Umfeld weiter und müssen auf die veränderten Bedingungen angepasst werden (vgl. Rösch 2019: 155).

Das Prinzip der Freiwilligkeit ist gerade bei Aktivitäten in Zusammenhang mit Social Media wichtig (vgl. ebd.). Die Angebote der Jugendarbeit müssen so gestaltet sein, dass die Jugendlichen über die Form der pädagogischen Interventionen bestimmen können (vgl. ebd.).

Das Prinzip der Lebensweltorientierung ist zum einen für eine Integration von Medien in die Praxis der Jugendarbeit, zum anderen auch für die Sensibilisierung von Machtverhältnissen, Überwachung und Datenspeicherung wichtig (vgl. Rösch 2019: 155). Für eine mediatisierte Kommunikation könnten beispielsweise ausschliesslich alternative Plattformen verwendet werden, dies aber nur wenn es die Jugendlichen auch möchten (vgl. ebd.). Lebensweltorientierung bedeutet, durch Abstimmungsprozesse und Abwägungen mit den Jugendlichen von ihnen favorisierte Plattformen zu nutzen (vgl. ebd.: 156).

Das Prinzip der Partizipation bezieht sich konkret auf die Planung und Umsetzung neuer Angebote und Projekte (vgl. Rösch 2019: 156). Infrastruktur, Technik und Plattformen sollten so gewählt sein, dass Jugendliche Zugang zu Gestaltungs-, Partizipations- und Aneignungsmöglichkeiten haben (vgl. ebd.). Durch die Mediatisierung von Angeboten eröffnen sich neue Möglichkeiten für Partizipationsprozesse (vgl. ebd.). Hierbei ist der Aspekt von Ausschluss- und Beteiligungspotenzial besonders zu beachten (vgl. ebd.).

Darüber hinaus behalten Standards der professionellen Sozialen Arbeit ihre Gültigkeit und müssen den neuen Bedingungen angepasst werden (vgl. Rösch 2019: 156). Dies betrifft auch die Problemfelder der Reproduktion sozialer Ungleichheit, des Beteiligungs- und Ausschlusspotenzials sowie des Datenschutzes in der konzeptionellen Grundlage und in Angeboten der Jugendarbeit (vgl. ebd.). Insbesondere bei Beratungen und delinquent handelnden Jugendlichen ist dies ein bedeutender Aspekt (vgl. ebd.).

Weiter sind Einrichtung der Jugendarbeit und Fachkräfte selbst gefordert, der grossen Dynamik im Medienbereich und der Jugendkultur gerecht zu werden, beispielsweise in Form von ressourcenadäquaten Weiterbildungen und in Konzepten (vgl. Rösch 2019: 156). So können Zuständigkeiten für bestimmte Plattformen festgelegt und niederschwellige

Weiterbildungsformate entwickelt werden (vgl. ebd.: 157). Auch mediatisierte Unterstützungsformen wie Fachgruppen auf Social Media können berücksichtigt und genutzt werden (vgl. ebd.).

Schliesslich bekommt die Einbeziehung und Herstellung von Öffentlichkeit als Teil der sozialräumlichen Jugendarbeit durch die Mediatisierung einen neuen Charakter (vgl. Rösch 2019: 157). Die erweiterte Öffentlichkeit der Jugendarbeit erlaubt es ihr, auf zusätzliche Weise an Vernetzung zu arbeiten (vgl. ebd.).

5.3.4. Gesellschaftliche Rahmenbedingungen

Gesellschaftliche Verhältnisse wie die Bedeutung von Netzwerken und Beziehungen, die Hierarchie von Orten und demokratische Strukturen prägen das Heranwachsen von Jugendlichen (vgl. Rösch 2019: 157). Sie werden damit zum Thema von Aneignungsprozessen und somit auch von der sozialräumlichen Jugendarbeit (vgl. ebd.). Durch eine hierarchiearme, partizipative und nichtkommerzielle Infrastruktur der Jugendarbeit können sich für die Jugendliche neue Handlungsmöglichkeiten eröffnen (vgl. ebd.). Auf der Mesoebene sollten sich Einrichtungen und Organisationen der Jugendarbeit zusammenschliessen und zusammenarbeiten, um für die Jugendlichen eine Umwelt zu gestalten, die Machtgefälle vermindert, Partizipation ermöglicht und sich durch Offenheit, Transparenz und Rechtssicherheit auszeichnet (vgl. ebd.). Jugendliche benötigen in einer mediatisierten Lebenswelt genauso wie die mediatisierte sozialräumliche Jugendarbeit einen rechtlichen und politischen Rahmen, in dem die vorherrschenden Praxen möglich sind (vgl. ebd.: 158). Deswegen ist es auch ein Tätigkeitsfeld von Jugendarbeit, politische Initiativen, beispielsweise für mehr Datenschutz oder weniger Überwachung, zu unterstützen und so dem politischen Mandat der Sozialen Arbeit gerecht zu werden (vgl. ebd.).

6. Schlussfolgerungen und Erkenntnisse

6.1. Diskussion der Ergebnisse und Beantwortung der Fragestellung

In der vorliegenden Bachelor-Thesis werden zwei zentrale Dimensionen gesellschaftlichen Zusammenlebens in der heutigen Zeit dargelegt, namentlich die Partizipation und die digitale Transformation. Auch die Soziale Arbeit ist davon stark betroffen, es zeigen sich in ihren Handlungsfeldern diesbezüglich sowohl Chancen wie auch Herausforderungen.

Einer der Aufträge der Sozialen Arbeit ist es, ihrer Klientel die Teilnahme an politischen, ökonomischen und sozialen Prozessen der Gesellschaft zu ermöglichen. Dazu bekräftigt sie Menschen, ihre Rechte auf Würde, Freiheit und Selbstbestimmung zu verwirklichen. Die Soziale Arbeit ist somit von der Vorstellung weggekommen, die Kernaufgabe bestehe darin, abweichende Personen an gesellschaftliche Normen und Regeln heranzuführen. Vielmehr steht die Entfaltung der Autonomie und der Selbstbestimmung im Mittelpunkt. Die Menschen sollen die gesellschaftlichen Werte und Normen mitbestimmen und mitgestalten können, statt sich ihnen anpassen zu müssen.

Um Partizipation und gesellschaftliche Teilhabe allen Menschen möglich zu machen, braucht es Voraussetzungen bei den handelnden Fachkräften (Mikroebene), bei sozialen Einrichtungen und Projekten (Mesoebene) sowie auch auf der Makroebene bei politischen und gesellschaftlichen Prozessen. Nur wenn auf allen drei Ebenen die Voraussetzungen erfüllt sind, kann eine Partizipationskultur entstehen.

Im Zuge der digitalen Transformation müssen diese Voraussetzungen auf die digitale Dimension weitergeführt werden. Mit den neuen Informations- und Kommunikationstechnologien hat sich die Partizipation auf die digitale Welt erweitert, es wird von einer E-Partizipation gesprochen. Das Web 2.0 ermöglicht den Nutzenden durch das Hochladen und Teilen von Inhalten und das Kommunizieren untereinander aktives Mitgestalten. Digitale Teilhabe bedeutet allerdings nicht, automatisch auch soziale Teilhabe zu erfahren. Die Mediatisierung bringt veränderte soziale Erwartungen in den Bereichen Familie, Arbeit und öffentlicher Raum mit sich. Der neu entstandene öffentliche Raum ist ein hybrides Konstrukt aus physischen und virtuellen Räumen.

Wie im physischen Raum ergeben sich auch im virtuellen Raum Ungleichheiten, einerseits in der Dimension des Zugangs und einfachen Nutzung, andererseits durch die unterschiedlichen Fähigkeiten im Umgang mit dem Internet und den internetbasierten Diensten. Je höher die soziale Ungleichheit in einer Gesellschaft ist, desto geringer sind die Chancen auf gleiche Nutzung und Ausübung der Grund- und Menschenrechte. Auch in ausgebauten Wohlfahrtsstaaten haben längst nicht alle Menschen die gleichen Freiheiten und den gleichen Zugang zu Ressourcen. Partizipation dient zur Gestaltung und Beurteilung gesellschaftlicher Strukturen, Machtverhältnissen, Verteilungsregeln und politischer Verfahren. Die Soziale Arbeit muss aktiv dafür eintreten, diese so niederschwellig und hierarchiearm wie möglich zu gestalten.

Die lebensweltorientierte und sozialräumliche Jugendarbeit muss das Teilhabeproblem im Kontext der Mediennutzung angehen und bearbeiten. Denn die Jugendlichen wachsen in mediatisierten Lebenswelten auf. Die Jugendarbeit muss ihre Strukturen, Projekte und Angebote so gestalten, dass Jugendliche angesichts der Mediatisierung ihrer Lebenswelt in ihrem Heranwachsen begleitet werden und Partizipation und gesellschaftliche Teilhabe erleben können.

Um die zentrale Fragestellung der vorliegenden Bachelor-Thesis beantworten zu können, wird der Fokus auf die Jugendlichen gelegt. Um gesellschaftliche Teilhabe der Jugendlichen zu ermöglichen, muss zuerst deren Lebenswelt sowie deren ressourcen- und alltagskontextabhängige Positionierungen im sozialen Raum verstanden werden. Da die Lebenswelten der Jugendlichen mediatisiert sind, bedeutet dies, dass eine lebensweltorientierte und sozialräumliche Jugendarbeit die digitalen Medien als selbstverständlicher Teil pädagogischen Handelns in ihrer Arbeit sehen muss. Die Begleitung und Unterstützung der Jugendlichen bei mediatisierten Aneignungsprozessen und der mediatisierten Sozialrumkonstruktion heisst für die Jugendarbeit, ihre Infrastruktur, ihre Angebote und Projekte sowie ihre Richtlinien und Konzepte auf die veränderten Bedingungen im Zuge der Mediatisierung weiterzuentwickeln und anzupassen.

Auf der technisch-medialen Ebene bedarf es einer angemessenen Ausstattung wie entsprechende digitale Geräte, leistungsstarkes WLAN und spezifische, professionelle Webangebote. In ihren Konzepten muss die Jugendarbeit jugendliches Medienhandeln und den hybriden Charakter des Sozialraums mitdenken. Mittels spezifischer Angebote und Projekte kann die Jugendarbeit die Jugendlichen in ihren Aneignungsprozessen und in ihrer Identitätsarbeit unterstützen.

Erst wenn die lebensweltlichen Zusammenhänge und Dimensionen der Jugendlichen erfasst und verstanden sind, kann die sozialräumliche und lebensweltorientierte Jugendarbeit ihre Strukturen, Angebote und Infrastruktur so anpassen, dass sie den Interessen, den Bedürfnissen und der Lebenswelt der Jugendlichen am nächsten kommen. Dies ist die Basis dafür, dass die Jugendarbeit die Jugendlichen dahingehend unterstützen kann, gesellschaftliche Teilhabe und Mitbestimmung zu erleben.

Damit wurde der Bezug zur zweiten Fokussierung in der Fragestellung, namentlich die Partizipationskultur, hergestellt. Für eine gelingende Partizipationskultur müssen auf der Mikro-, der Meso- und der Makroebene Voraussetzungen erfüllt sein.

Auf der Mikroebene bedeutet dies konkret, dass Jugendarbeitende eine partizipative Haltung bewusst entwickeln und verinnerlichen. Dafür müssen die Jugendarbeitenden bereit sein für Veränderungen, hohe Flexibilitätbereitschaft zeigen und viel Zeit und Geduld investieren. Es geht darum, die Jugendlichen mit ihren individuellen Besonderheiten wahrzunehmen und ihnen mit aufrichtigem Interesse begegnen. Wichtig ist zudem, die Jugendlichen als Menschen von ihren Verhalten zu unterscheiden, so werden auch Jugendliche, welche stark von gesellschaftlichen Wert- und Normvorstellungen abweichen, nicht exkludiert. Im partizipativen Arbeiten ist es wichtig, dass Jugendarbeitende sich auf die Sichtweisen der Jugendlichen einlassen, die Einzigartigkeiten der Jugendlichen erkennen und auf ihre Stärken bauen, sowie die Eigenständigkeit fördern. Dies geschieht unter Einbezug von partizipativen Methoden.

Durch die partizipative Haltung bei den Professionellen kann im Austausch mit den Jugendlichen deren Nutzungsverhalten im virtuellen Raum, deren internetbasierte Weltansicht sowie deren kommunikativen Ressourcen erfahren und daran angeknüpft werden. Somit können gemeinsam Lösungsstrategien entwickelt werden, um individuelle digitale und soziale Ungleichheiten, beispielsweise der Zugang zum Internet oder die geringe Ausstattung an Kapital, abzubauen und Partizipation zu ermöglichen. Es geht darum, gemeinsam mit den Jugendlichen mittels einer partizipativen Haltung und durch partizipative Methoden und Fähigkeiten Empowermentprozesse zu entwickeln.

Es ist von grösster Wichtigkeit, dass die Jugendarbeitenden die partizipative Haltung auch bei den Methoden der virtuell-aufsuchenden Jugendarbeit und der Online-Kontaktaufnahme verinnerlicht haben.

Auf der Mesoebene bedeutet Partizipation, dass Einrichtungen und Projekte der Jugendarbeit im Sinne einer konstitutionellen Monarchie partizipativ gestaltet und strukturiert sind. Zuerst müssen die Jugendarbeitenden über Form und Ausmass der Partizipation in der Einrichtung eine Einigung erzielen, die Ergebnisse werden ins Leitbild oder ins Konzept aufgenommen. Durch strukturelles Empowerment, institutionelle Öffnung und Nachfrageorientierung werden die Jugendlichen ins Boot geholt. In Bezug zu digitalen Medien muss sich die Jugendarbeit fragen, wie das Internetangebot durch seine Inhalte und Formen aufgebaut und an welche Jugendliche es implizit adressiert ist, sowie welche Jugendliche sich exkludiert fühlen. Deshalb bedarf es in der Jugendarbeit auch hinsichtlich digitaler Jugendarbeit Richtlinien und Konzepte, auch weil Fachkräfte in der Praxis ihr Wissen zu digitaler

Jugendarbeit oft selbst aneignen. Einrichtungen der Jugendarbeit können ihre digitalen Angebote und Projekte den zwei Hauptfeldern, namentlich Medien-bezogene Jugendarbeit und Medien-vermittelte Jugendarbeit, und ihren Unterbereichen zuordnen. So können spezifische digitale Angebote und Projekte erarbeitet werden, oder ein bestimmter Bereich der digitalen Jugendarbeit kann verändert oder ausgebaut werden. Dadurch kann digitalen und sozialen Ungleichheiten entgegengewirkt und Partizipation ermöglicht werden.

Auf der Makroebene einer Partizipationskultur müssen soziale Einrichtungen und Organisationen, natürlich auch die Jugendarbeit, ihrem politischen Mandat gerecht werden und sich für hierarchiearme Strukturen und Machtverhältnisse sowie niederschwellige Zugänge zu Bildung und Information einsetzen. Die Jugendarbeit kann dies durch eine hierarchiearme, partizipative und nichtkommerzielle Infrastruktur vorleben. So können sich Jugendliche in ihrem Aneignungsprozess und in ihrer Sozialraumkonstruktion neue Handlungsmöglichkeiten erschliessen, was wiederum das Bewusstsein der Jugendlichen für öffentliche Anliegen und das Gemeinwohl entwickelt. Die Jugendarbeit kann so eine Basis für gesellschaftliche Teilhabe der Jugendlichen bilden. Politische Initiativen zu mehr Datenschutz oder weniger Überwachung sind von der Jugendarbeit zu unterstützen, nicht zuletzt wegen der mediatisierten Lebenswelt der Jugendlichen.

6.2. Erkenntnisse und weiterführende Überlegungen

Die Jugendarbeit kann sehr viel dazu beitragen, dass Jugendliche Partizipation erleben und an gesellschaftlichen Prozessen und Entwicklungen teilhaben können. Dafür muss sie lebensweltorientiert und sozialräumlich konzipiert sein. Sie muss auf der Mikro-, der Meso- und der Makroebene Weiterentwicklungen und Anpassungen, gegebenenfalls auch Neuentwicklungen vornehmen. Die Mediatisierung spielt dabei eine bedeutende Rolle, sowohl in den Lebenswelten der Jugendlichen wie auch in den Handlungsfeldern der Jugendarbeit.

Allerdings muss den handelnden Akteur*innen stets bewusst sein, dass digitale Arbeit nicht komplett losgelöst vom physischen Raum betrachtet werden kann. Gesellschaftliche Strukturen, Wert- und Normvorstellungen spielen genauso mit hinein wie die Tatsache, dass virtuelle und physische Räume als verschränkt zu betrachten sind. Hybride Konstrukte prägen sowohl die Lebenswelten der Jugendlichen wie auch die digitale Jugendarbeit.

Literaturverzeichnis

- Bollig, Christiane (2015). Sozialarbeiter/in online: virtuell-aufsuchende Arbeit in der Mobilien Jugendarbeit. In: Buttner, Peter (Hrsg.). Archiv für Wissenschaft und Praxis der sozialen Arbeit. Mediatisierung der Kinder- und Jugendhilfe. Ausgabe 02. Freiburg: Lambertus. S. 46-55.
- Cleppien, Georg/Lerche, Ulrike (2010). Einleitung – Soziale Arbeit und Medien. In: Cleppien, Georg/Lerche, Ulrike (Hrsg.). Soziale Arbeit und Medien. Wiesbaden: VS. S. 7-20.
- Deinet, Ulrich (2010). Aneignung öffentlicher und virtueller Räume durch Jugendliche. In: Cleppien, Georg/Lerche, Ulrike (Hrsg.). Soziale Arbeit und Medien. Wiesbaden: VS. S. 37-51.
- Deinet, Ulrich/Reutlinger, Christian (2018). Das Aneignungskonzept. In: Deinet, Ulrich (Hrsg.). Jugendliche und die «Räume» der Shopping Malls. Aneignungsformen, Nutzungen, Herausforderungen für die pädagogische Arbeit. Mit aktuellen Studien aus Deutschland, Österreich und der Schweiz. Opladen, Berlin und Toronto: Barbara Budrich. S. 113-118.
- Inan, Alev (2012). Einleitung. In: Inan, Alev (Hrsg.) Jugendliche Lebenswelten in der Mediengesellschaft. Mediale Inszenierung von Jugend und Mediennutzung Jugendlicher. Bad Heilbrunn: Julius Klinkhardt. S. 9-12.
- Kutscher, Nadia (2012). Digitale Ungleichheit: Soziale Unterschiede in der Mediennutzung. In: Bischoff, Sandra/Geiger, Gunter/Holnick, Peter/Harles, Lothar (Hrsg.). Familie 2020. Aufwachsen in der digitalen Welt. Opladen, Berlin und Toronto: Barbara Budrich. S. 33-44.
- Naleppa, Matthias/Hosemann, Wilfried (2016). Digitale Transformation und Soziale Arbeit. In: Sozialmagazin (Hrsg.). Die Zeitschrift für Soziale Arbeit. Ausgabe 02. Weinheim: Beltz Juventa. S. 84-90.

- Neuburg, Florian/Kühne, Stefan/Reicher, Fabian (2020). Soziale Netzwerke und Virtuelle Räume: Aufsuchendes Arbeiten zwischen analogen und digitalen Welten. In: Diebäcker, Marc/Wild, Gabriele (Hrsg.). Streetwork und Aufsuchende Soziale Arbeit im öffentlichen Raum. Wiesbaden: Springer VS. S. 167-181.
- Pesch, Ludger/Appelfelder, Katja (2019). Sich selbst kennen – Partizipatives Arbeiten erfordert Bewusstsein für die eigene Biografie. In: Strassburger, Gaby/Rieger, Judith (Hrsg.). Partizipation kompakt. Für Studium, Lehre und Praxis sozialer Berufe. 2., überarbeitete Auflage. Weinheim: Beltz Juventa. S. 74-75.
- Renner, Gisela (2019). Einander verstehen – Gelingende Kommunikation als Basis partizipativer Arbeit. In: Strassburger, Gaby/Rieger, Judith (Hrsg.). Partizipation kompakt. Für Studium, Lehre und Praxis sozialer Berufe. 2., überarbeitete Auflage. Weinheim: Beltz Juventa. S. 78-82.
- Rieger, Judith (2019). Die individuelle Basis für Partizipation. Haltung und Fachkompetenz. In: Strassburger, Gaby/Rieger, Judith (Hrsg.). Partizipation kompakt. Für Studium, Lehre und Praxis sozialer Berufe. 2., überarbeitete Auflage. Weinheim: Beltz Juventa. S. 56-73.
- Rieger, Judith/Strassburger, Gaby (2019). Warum Partizipation wichtig ist – Selbstverständnis und Auftrag sozialer Berufe. In: Strassburger, Gaby/Rieger, Judith (Hrsg.). Partizipation kompakt. Für Studium, Lehre und Praxis sozialer Berufe. 2., überarbeitete Auflage. Weinheim: Beltz Juventa. S. 42-49.
- Röhner, Jessica/Schütz, Astrid (2016). Psychologie der Kommunikation. 2. Auflage. Wiesbaden: Springer.
- Röll, Franz Josef (2010). Aufwachsen in der (Medien-)Gesellschaft. In: Cleppien, Georg/Lerche, Ulrike (Hrsg.). Soziale Arbeit und Medien. Wiesbaden: VS. S. 23-36.
- Rösch, Eike (2019). Jugendarbeit in einem mediatisierten Umfeld. Impulse für ein theoretisches Konzept. Weinheim: Beltz Juventa.
- Rudolph, Steffen (2018). Digitale Medien, Partizipation und Ungleichheit. Eine Studie zum sozialen Gebrauch des Internets. Wiesbaden: Springer VS.

Schnurr, Stefan (2018). Partizipation. In: Grasshoff, Gunther/Renker, Anna/Schröer, Wolfgang (Hrsg.). Soziale Arbeit. Eine elementare Einführung. Wiesbaden: VS.

Strassburger, Gaby (2019a). Voraussetzungen auf der Mikro-, Meso- und Makroebene. In: Strassburger, Gaby/Rieger, Judith (Hrsg.). Partizipation kompakt. Für Studium, Lehre und Praxis sozialer Berufe. 2., überarbeitete Auflage. Weinheim: Beltz Juventa. S. 52-56.

Strassburger, Gaby (2019b). Die institutionelle Verankerung von Partizipation: Strukturelle Weichenstellungen. In: Strassburger, Gaby/Rieger, Judith (Hrsg.). Partizipation kompakt. Für Studium, Lehre und Praxis sozialer Berufe. 2., überarbeitete Auflage. Weinheim: Beltz Juventa. S. 82-99.

Wertenschlag, Noëmi (2018). Editorial. In: Dachverband offene Kinder- und Jugendarbeit Schweiz (Hrsg.) Digitale Medien in der Offenen Kinder- und Jugendarbeit. Bern: o.V. S. 3.

Wurtzbacher, Jens (2019). Politische Grundlagen von Partizipation: Leitbild und Beteiligungsformen. In: Strassburger, Gaby/Rieger, Judith (Hrsg.). Partizipation kompakt. Für Studium, Lehre und Praxis sozialer Berufe. 2., überarbeitete Auflage. Weinheim: Beltz Juventa. S. 99-108.